

# NACH DEM ENDE

Zwei – Und die Welt ohne sie

2008

# Inhaltsverzeichnis

1	Was <i>Geschehen</i> ist	3
2	Die Erwartung des Realisten	18
3	Globale Insolvenz	28
4	Die Leere und der Streiter	50
5	Zukunftsfindige Angst	62
6	Die Belehrung	66
7	Willkommen in der Heimat	75
8	Verdrängung	79
9	Der Sorge Kind	83
10	Die Aufzeichnung	99
11	Emotionen	123
12	Wintermond	129
13	Die Steigerung von <i>unerwartet</i>	143
14	Offenheit	171

# 1 Was *Geschehen* ist

Nicht jeder kann von sich behaupten, an einem Morgen schon zwei tote Menschen gesehen zu haben. Doch bei mir war das so, und ich fragte mich angesichts meiner ungewissen Zukunft, ob ich deren Schicksal eines Tages teilen würde.

Beide Unbekannten sind in einem Auto verbrannt. Die Person auf dem Beifahrersitz ist halb aus dem Fenster gelehnt, da sie wohl noch versuchte, dem Feuer zu entkommen. Weshalb ich so ruhig die schwarzen Körper betrachten kann? Ich glaube, es auf zwei Gründe zurückführen zu können:

Erstens sehe ich derartiges so oft, daß es mich nicht mehr erregt. Zweitens – und das gleicht sich dem ersten Grund an – stellt sich die Frage, wieso den beiden niemand half; und ferner: Wieso sie immer noch in diesem Auto sind, obwohl es gewiß Tage her ist, seitdem sie starben. Die Antwort ist: Es ist niemand mehr da . . .

Daß die zwei Personen in ihrem Wagen verbrannten, wird wohl daran liegen, daß ihr Auto Feuer fing, als sie diesen anderen Wagen ramnten, der unmittelbar in ihrer Nähe steht. Wie genau der Unfall ablief, weiß ich nicht. Aber es erinnert mich an jenen Tag, an dem alles begann . . . , und alles endete. Denn auch ich war auf der Straße unterwegs.

\*\*\*

An diesem verdammt schwülen Juni-Morgen habe ich mir nur widerwillig die Jacke zum Mopedfahren anziehen wollen, doch mußte es sein.

Ich schloß das Tor hinter mir, stieg auf mein Moped und stellte nach einem kurzen Blick auf die Uhr fest, daß in knapp einer halben Stunde meine erste Vorlesung losgehen würde. Als Student – so sagt man – ist es relativ einfach, zu entscheiden, ob man sich den Unterricht anhört oder nicht. Doch sind es nicht die Studenten, die sich aufregen, wenn man eine Prüfung nicht besteht, sondern die kritischen Neider.

Auf dem Weg zur großen Eisenbahnbrücke – kaum einen Kilometer von unserem Haus entfernt – verdichtete sich der Verkehr bereits mäßig und es war nicht einmal eine Frage der Zeit, sondern eine der Gewißheit (!), bis ein Taxi hinter mir fuhr und drängelte, als wollte es wie auf einer Autobahn rasen. Eigentlich habe ich ja keine Vorurteile, aber Taxis sind so eine Sache, bei der ich auswachsen könnte, jedoch stets besonnen und vorsichtig zu bleiben habe. Trotzdem kann Mopedfahren enorm dazu beitragen, den Sinn in der Verachtung der Menschen zu ergründen.

Ich sehe also dieses Taxi im Rückspiegel, das mich gerne überholen will, es aber aufgrund einer einspurigen Fahrbahn nicht kann. Ich hingegen werde immer nervöser. Unbewußt nur achtete ich auf die Straße und dachte ferner bei mir darüber nach, ob jemand auf dieser Welt mein Verschwinden tatsächlich bemerken würde. Wenn ich mich zum Beispiel mit meiner Freundin verabreden würde, und käme dann nicht zum vereinbarten Termin, wie wäre wohl die Reaktions-Folgekette darauf? Vielleicht wäre sie geneigt, eine halbe Stunde zu warten, da selbst ich mich einmal verspäten könnte. Doch dann rief sie gewiß bei mir zu Hause an und die unwissenden Antworten meiner Familie würden mich verdächtigen, bei Freunden zu sein, und sie vergessen

zu haben. Das aber würden nur Solche behaupten, die nie Glück in der Liebe hatten, und nicht wie ich liebten! Unter keinen Umständen würde ich ein Treffen mit Freunden dem meiner Freundin vorziehen! Wie auch immer: Erst nach vielleicht zwei Tagen würde schließlich auch meine Familie bemerken, daß ich fehle, und die Polizei verständigen, die mich freilich nirgends finden wird. Bin ich wirklich so entbehrlich?

\*\*\*

Noch etwas verträumt, übersehe ich fast die auf Rot umschaltende Ampel, die das Ende der Brücke mit einer Kreuzung verbindet. Ich bremse das Moped ab, da ich sowieso gleich anhalten werde, höre aber ein aufjaulendes Motorengeräusch hinter mir, und dann links neben mir das Taxi, wie es voller Ungeduld darauf gewartet hatte, mich zu überholen. In jenem Eifer aber streift es mein Heck und bringt mein Gefährt ins Schleudern, sodaß es unter mir entgleitet und mich vom Sattel wirft.

Ich falle flach und rutsche einige Meter über die Straße, mit dem Kopf voran. Als ich auf den Bordstein treffe, breche ich mir den Arm. Es tat höllisch weh, und am liebsten hätte ich geschrien, aber der überwältigende, plötzliche Schmerz war so benebelnd, daß ich nur die Augen verdrehte. Ohnmächtig bin ich nicht, und scheinbar auch sonst nicht weiter verletzt . . . , aber so *voller* Wut auf den Fahrer des Taxis, daß es mich Überwindung kostet, nicht aus Zorn zu explodieren. Denn diese eine hirnrissige Tat, die aus seiner Ungeduld resultierte, kostete mich ein Moped, das ich nicht reparieren kann, da Geld fehlt; einen Arm, dessen Genesung Monate

dauern und mich bei meinem Arbeiten einschränken wird; sowie den Papierkrieg mit Polizei und Versicherung, was nicht hätte sein müssen, wenn sich der andere Fahrer nur beherrscht hätte.

Ich liege also da und sehe durch das Visier meines Helms, daß das Taxi am Straßenrand zum Stehen gekommen ist. Der Fahrer ist bereits ausgestiegen und mein Haß bekommt ein Gesicht. Ich aber warte . . . , und lauere.

Der etwa 30jährige Mann mit Schirmmütze und abfälligem Äußeren kommt rasch näher, kniet vor mir und brüllt: »Verdammt noch mal, du Penner!« (Mit einer gesunden Betonung auf dem letzten Wort.) In diesem Moment kommt ein weiterer Punkt auf der *Liste der unbequemen Folgen* hinzu und ich stelle mir vor, daß er mich wegen behindernden Fahrens verklagt. – Ich explodiere.

. . . Also zucke ich ruckartig auf und schleudere meine Arme herum. Tatsächlich lande ich einen mehr oder weniger zufälligen Kinnhaken und werfe meinen Gegner nieder, der über meine Aktion vermutlich genauso überrascht war wie ich darüber, plötzlich über ihm zu stehen. Der Kerl windet sich vor Schmerzen, hält sich sein Kinn und will schließlich kontern: Aufgeregt und ungerichtet umklammert er meine Füße und sinnt mich umzustoßen. Schon wieder. Aber der Haß gibt mir Kraft und ich prügle ein paarmal auf ihn ein, sodaß er abläßt. Er flucht und schreit hingegen, aber wir beide wußten, daß das erst der Anfang war. An dieser Stelle bemerke ich übrigens, daß mein Arm doch nicht vollständig gebrochen zu sein scheint, sondern vielleicht nur geprellt oder Ähnliches. Aber was verstehe ich schon von Anatomie!?

So gehe ich auf die Reste meines Mopeds zu und schaue

in den aufgebrochenen Stauraum unter meinem ehemaligen Sitz. Heraus nehme ich das schwere, fünf Zentimeter dicke, Ketten-artige Motorradschloß aus mit Kunststoff ummanteltem Eisen, hole einen Schlüssel aus der Hosentasche, schließe das Schloß auf und halte in meiner Hand der unverletzten Arm-Seite eine Waffe. Der Mann hat sich inzwischen aufgerichtet und sieht im Gesicht so blutig aus wie ich am Arm. Ich schwinge das Schloß und treffe ihn mit ganzer Wucht. Sofort geht er nieder und bleibt liegen. Das gibt mir Zeit, endlich den zerschrammten Helm abzunehmen und auch den Blick durch das gesplitterte Visier freizugeben. Denn ich wußte zwar, was ich tue, aber sah es nicht.

Sobald der Helm auf dem Boden aufschlug, entlud sich meine gesamte Rage auf den, der am Boden lag. Immer wieder und wieder ließ ich das schwere Schloß so fest ich konnte auf ihn niedersausen, bis sein ganzer Körper in einer dicken Suppe aus Blut und Knochen lag. Die blinde Raserei derweil verbarg die direkte Aufnahme der unsittlichen Information, sondern ließ mich all das nur unbewußt erleben: Als ich fertig war, hielt ich ein blutiges Motorradschloß in der Hand, sah die Leiche und ließ den Stahl dann fallen.

Ich schaute mich um, aber es schien mich niemand beobachtet zu haben – bis auf diese junge Frau, die neben dem Taxi stand, aus dem sie scheinbar gerade ausgestiegen war. Erst schaute sie verblüfft zu mir, dann auf ihren Fahrer. Anschließend kam sie näher, was ich angesichts meiner Tat ihr nicht zugebraut hätte. Wortlos stellte sie sich neben mich und sagte:

»Ich habe alles beobachtet und kann verstehen, was sie getan haben. Für eine Schwangere jedoch, die in der nächsten Stunde ihr Kind kriegen wird, ist das völlig ohne Belangen.

Ich will sagen: Was hier passiert ist, erweckt in mir keinerlei Emotionen. Aber der Typ da [sie zeigte mit dem Finger auf ihn] sollte mich eigentlich zum Krankenhaus fahren. Und nun wird die Zeit eng!«

Die Dame wirkte nicht gerade so, als würde sie mich in Ruhe lassen, falls ich ihren *Vorstellungen* nicht gerecht käme. Und was war *ich* eigentlich für ein Mensch? Wäre es moralisch, die Frau in ihrer Not stehenzulassen? Vor allem da ich die Not verschuldete?

Ich stand da und glotzte in meinem Überlegen, als das Fräulein fortfuhr: »Durch die Weite meines Bauches bin ich des Fahrens unfähig. Aber *Sie* ... , Sie könnten mich zum Krankenhaus bringen! Wollen Sie ein Held sein? *Mein* Held?«

Die Skrupellosigkeit stand ihr in den Augen. Sie würde zweifellos über Leichen gehen, um ihr Kind zur Welt zu bringen, und um sein Leben zu wahren. Mag sein, daß sie früher anders im Charakter gewesen ist ... , aber an diesem Tag war sie *so*.

»Nun ja«, erklärte ich mich also bereit: »Zur Zeit kann ich mich sowieso nicht anders fortbewegen! Also los. Steigen Sie schon ein.«

Während sie das tat und während ich bereits anfuhr, aber Probleme damit hatte, gleichzeitig Lenkrad und Schaltung mit meinem verletzten Arm zu bedienen (aus dem übrigens mittlerweile ein kleiner Knochensplitter am Oberarm herausstakte), fragte sie mich, ob ich es denn mit meinem Gewissen vereinbaren könnte, diesen Mann gemordet und sich wissentlich der Polizei nicht gestellt zu haben und gar geflüchtet zu sein. Ich aber sagte ihr, daß ich mich für etwas – wie ich glaube – im Recht getanes vor keiner Institution



zu rechtfertigen hätte, da ich mein eigenes Gesetz sey und täte, wie es seit Anbeginn der Zeit Menschen halten: Sie tun nicht etwa, wie es andere für richtig halten oder innerhalb ihrer Schranken . . . – sondern wie es ihnen Verstand und Seele gebieten. Und niemals anders. »Das Leben ist zu kurz, um sich alles gefallen zu lassen. Und auf jeden Fall zu kurz, um alles an sich vorübergehen zu lassen!« fügte ich mit viel zu ruhigen Worten bei.

Jetzt erst bemerkte ich, daß ich derartig raste und um die Kurven prellte, als wäre ich auf der Flucht. Das Leben der Schwangeren neben mir schien keinen Eindruck in meinem Sinn für Vorsicht hinterlassen zu haben. Lediglich sich mit mir selbst abzufinden, wirkte wichtig.

Den Weg derweil wußte ich auswendig. Die Frau neben mir – ihr Leib wirkte durch das Kind in ihr so aufgedunsen wie der einer Wasserleiche – sagte fast nichts und stöhnte nur ab und zu ein wenig, wenn sie durch Fliehkräfte gegen die Fahrertür gedrückt wurde. Vermutlich war sie ebenso überrascht wie ich, daß sich das Auto in der Spur hielt und nicht überschlug. Und ein wenig war sie wohl auch froh, daß wir den Weg so rasch fuhren, denn ihr Kind schien kommen zu wollen. In der Ungeduld des Ungeborenen erkannte ich meine gefahrvolle Fahrweise wieder.

Was sich wohl nicht mehr beweisen läßt, ist, daß wohl jemand zumindest wegen meines Mordes, aber auch wegen meiner ständig aufzwingenden Fahrerei, die Polizei gerufen hatte und sie nunmehr auf der Suche nach mir waren. Aber auch das ließ mich – wenn auch heute ohne jegliches Belangen – in diesen Augenblicken völlig unberührt: Weshalb stellte ich nicht die Frage nach dem naiven, aufstrebenden, jungen Kerl, der heute morgen noch – es war keine halbe

Stunde her – aus Gründen des Fleißes und anderer weltlicher Anstößigkeiten zur Universität fuhr, sich aber durch eine einzige Tat eines Einzigen in einer einzigen Minute zum Mörder und Flüchtigen entwickelte, und es nicht einmal bereute? Steckte dieser *Drang* schon immer in mir und wurde bloß freigesetzt? Oder war es so etwas wie *sprunghafte Evolution*?

Mit quietschenden Reifen erreichte ich die Einfahrt des Krankenhauses, hielt am Pförtner-Häuschen und schrie durch das Fenster zum Pförtner: »Dieser Schwangeren muß sofort beim Entbinden geholfen werden! Schaffen sie einen Rollstuhl oder eine Trage her!«

Geschockt von meinem Ton und Auftreten, trottete der Wicht los und tat, wie ihm geheißen. Wie es sein sollte! Indes sah ich an meiner Hand hinab: Da hatte sich jede Menge Schweiß auf dem Handrücken angesammelt, und tropfte am Lenkrad entlang auf den Boden mir zwischen die Füße. Die Finger umklammerten noch immer das Lenkrad, als sey es der Strick an einem Wassereimer, den ein Verdurstender in der Wüste aus einem Brunnen zieht. Die Finger-Knochen schmerzten. Aber nicht so sehr wie der ganze linke Arm – von der Schulter bis zum Nagel.

Spät nahm ich wahr, wie die Frau stillschweigend ihre Hand auf die Meine gelegt hatte und mich – der vor Aufregung weder Brustklopfen noch Atmung unter Kontrolle bekam – anlächelte. Sie dankte mir. Allerdings war es für mich eine merkwürdige Situation: Ich hatte dieser Frau geholfen, obwohl ich sie nicht kannte: Mein Mund zeigte Bedrückung. Ich hatte mich selbst und sie dabei in Gefahr gebracht, ohne es zu wissen: Meine Stirn legte sich in Falten. Und dennoch war ich an die Frau in Verantwortung und

Treue gebunden, als wäre sie *die* Frau, von der ich träume und die ich liebe: Was meine Augen diesbezüglich ausdrückten, kann nur *sie* wissen, die es sah: Die mich erschaute und mir wortlos mit einem banalen Handauflegen dankte . . . , wie ich ihr auch.

Der Rollstuhl kam. Ich half sogar, sie dort hineinzuheben, und rollte sie zum Haupteingang des Hospitals, wo bereits ein Arzt und eine Schwester auf sie warteten, in einen Fahrstuhl fuhren und verschwanden. Etwas unbehelligt und unwissend, was zu tun sey, wartete ich in der Eingangshalle am Kaffee-Automaten. Ich hörte noch, wie man ihr Fragen stellte, darüber, wie viele Tage die Schwangerschaft bereits andauere und ob sie in letzter Zeit Medikamente mit *heftiger* Wirkung zu sich genommen habe. Alle dies beantwortete sie säuberlich, aber – in meinem bescheidenen Eindruck – doch nur jene, die sie zu klären gewillt war.

Selbst in ihrer Gesamtheit schien sie so transluzent, daß man glaubte, ihren nächsten Satz in Gedanken bereits zu hören . . . , und dann doch nicht. Mysteriös und geheimnisvoll, so als würde sie nicht von diesem Planeten stammen: Wie eine Außerirdische, die das Leben eines Menschen erfahren will und dafür die Gestalt einer Schwangeren annimmt, um genau *das* zu erfahren, wovor sich andere Menschen scheuen.

\*\*\*

Eine Weile verging, ohne daß ich etwas von ihr mitbekam. Vielleicht eine halbe Stunde, mehr aber nicht. Während dieser halben Stunde wich ich meinerseits den Bemerkungen des neugierigen und mich beobachtenden Personals aus,

wie ich mit meiner – wie sie dachten – *Frau* hereinkam, aber nicht den Mut hätte, ihr beim Geburtsprozeß beizustehen. In Wirklichkeit stand ich sogar etwas neben mir, da ich unschlüssig war, zwischen den Optionen *Bleiben* oder *Gehen* zu wählen. Bei beiden Varianten sprach etwas Strenges gegen meine innere Motivation, aber das Kontra der Zweiten war stärker: Etwas band mich an diesen Ort und diese Situation. Sogar meine Arbeiten an der Universität verloren an Substanz und wirkten plötzlich so surreal wie die Vorstellung, auf der Venus von Hand Forschungsbohrungen durchzuführen.

Und vor allem, wie ich sagte: »Etwas band mich an diesen Ort ...« – Ob ich da verschwiegen habe, daß ich mich auch an diese Frau gebunden fühlte, wenschon ich nur eine Handvoll Sätze mit ihr redete und noch nicht einmal ihren Namen kannte? Wenn das meine Freundin wüßte, würde sie mich wohl aus Eifersucht umbringen. Diese Eifersucht jedoch ist genauso Illusion, wie die Habgier meiner Gedanken nach Antwort: Denn allein dadurch, daß ich Monometechonist bin, begründet die Unmöglichkeit, mich jemals in eine andere Frau zu verlieben (oder sie zumindest als interessant zu erachten).

Endlich bemerkte auch einer der ständig an mir vorüberwandelnden Ärzte die Wunde an meinem Arm; die zerrissene Jacke hatte den größten Teil des herausstehenden Knochens verdeckt. Man war überrascht, daß ich nichts gesagt hatte, aber ich konnte unmöglich gestehen, daß mich die Gedanken an mich selbst und diese Frau zu sehr abgelenkt hatten! Jedenfalls machte einer der Ärzte einen enormen Aufstand, plapperte irgendwas von *sofortiger Behandlung* und zerrte mich in eines der Behandlungszimmer auf dieser

Etage. So wirklich war ich nicht ermutigt, mit ihm zu gehen, aber ich wehrte mich auch nicht sonderlich (vermutlich agierte in diesem Fall das Unterbewußtsein meines Verstandes, das die Wunde geschlossen haben wollte). Dort angekommen, sollte ich mich auf ein Bett setzen und stillhalten, bis mir der Behandelnde die Kleidung weggeschnitten hätte.

Derweil dachte ich über die Frage *Was ist Leben?* nach und wie man damit umzugehen habe: Ob man davon sprechen sollte, es geschenkt zu bekommen, oder es zu geben. Wenn man jede Sekunde so detailliert betrachtet wie einen ganzen Tag, käme einem der Durchlauf der eigenen, verunsicherten Existenz wie ein Faustschlag ins Gesicht vor. Dann wohl doch lieber wie paralysierte Ameisen vor sich herarbeiten und nicht bemerken, daß sich eigentlich nicht die Erde, sondern die Galaxie dreht.

Ist das Leben wirklich so kompliziert? Daß man von einer Sekunde zur Nächsten den Gedanken erreicht, sich das Leben zu nehmen, weil jeder Freund, den man einstmals als Freund bestätigt glaubte, einen ungerecht behandelt? Weil man jedes gespielte Spiel verliert, man für eigene Interessen keine Zeit mehr hat? Und am wichtigsten: Die eigene Freundin einen so gegenübersteht, als würde man von ihr nicht geliebt werden? Egal, wieviel Mühe man sich gibt, Zärtlichkeit zu demonstrieren, und man ohne Zögern bereit wäre, das eigene Leben für sie herzugeben – auch, wenn sie gerade ungerechte und harte Worte einem zugesprochen und es wirkt, als sey sie nicht jene, die man kennengelernt hat?! Ist *das* ungerecht?

Dann kommt wieder eine Zeit, in der nicht einmal mehr ersichtlich war, daß jemals etwas gewesen sein könnte: wie

ein Stück Sand, in das – kaum etwas geschrieben – die nächste Welle schwappt. Aber so war es auch nicht. Nicht so einfach jedenfalls. Denn wenn uns das Leben eines lehrt – dann, daß es wesentlich Einfacheres als jenes gibt.

Ich momentan finde es relativ einfach – und dies auf den Moment bezogen! – lediglich auf der Liebe zu sitzen, und den Mann wieseln zu sehen, der sich so selbstlos und freundlich um mich zu kümmern bereit war. Und eben *das* ergab den Widerspruch in mir: Da tat der Mann etwas, wofür er keinen Lohn erhielt, und ich ebenso, weil ich mich der einsamen Frau annahm. Erfüllte ich als Mann damit etwa irgendein Klischee? Oder war es etwas Verborgenes, das noch nicht hervorgetreten ist? Ursache ebenso wie Vergangenheit.

Dann zog er Verbandszeug, legte es beiseite und begann, mit einer komisch geformten Schere mein Hemd aufzuschneiden. Ich starrte ihn nur wortlos an, ohne dagegen Veto zu erheben. Vermutlich wußte ich innerlich, daß es das Richtige für mich sey. Allerdings überlegte ich, weshalb die Wunde nun *so* wehtat und nicht bereits dann, als ich Auto fuhr. Irgendwann ist eben der Schmerz bis zum Gehirn gekommen.

Die Ansicht meines eigenen Knochens am linken Unterarm erweckte Ekel in mir. Zwar besah ich alles Geschehene mit der nötigen *Passivität*, doch war *das* etwas, das selbst ich nicht jeden Tag sah und spürte. Erst schaute der Verarztende auf alle Seiten der Wunde, ohne in seiner Konzentration zu sprechen. Ich bewunderte seine Fähigkeit, zu sinnlosen Dingen die Schnauze zu halten. Denn es ist meine Lebenszeit, und wenn mir einer auf die Nerven geht, schreie ich ihn auch an: »Halt den Mund!«

Auch, als er mit befähigten Händen den Verband umlegte

und den herausstakenden Knochen abdeckte, und es derartig schmerzte, als würde mir etwas verdammt Schweres auf dem Rücken herumtrampeln, schrie ich allein schon vor Bewunderung seiner selbstlosen Taten nicht auf, sondern unterdrückte den Schmerz. Das Zucken meines Unterarmes irritierte ihn ebensowenig wie das Hereinpreschen einer Angestellten des Hospitals, die um die Anwesenheit meiner Person bat! Erstaunlicherweise war er weniger überrascht als ich und während er mir in völliger Ruhe vom Bett herunterhalf, noch den letzten Verschuß am Verband verklebte und das Tragetuch für den Arm überprüfte, sprach er zur Verabschiedung – nun nicht mehr erregter als im Schlaf: »Das dürfen sie nicht verpassen!«

Ich wußte nicht recht, wie ich ihm danken konnte und tat das Anstandsvollste, das mir einfiel: Ich verschränkte die Arme vor mir und verneigte mich, so sehr es mein Verband zuließ. Dann wurde ich von der Schwester bereits am Arm herausgezerrt, um sie zu begleiten. Sie brachte mich halb rennend, halb stolpernd zu einem Fahrstuhl, den ich mit ihr betrat. Und dort erst sagte sie, was sie von mir wollte: »Ihre Frau – Sie steckt mitten in der Geburt und will, daß Sie bei ihr sind! Sie verlangt permanent nach Ihnen! Übrigens sollten Sie nachher mal – *nachdem* Sie bei ihrer Frau waren – dringend im Röntgenlabor vorbeischaun, um den Bruch analysieren zu lassen. *Das* kann nicht die Endlösung sein.«

\*\*\*

Wir erreichten den vierten Stock. Dort zog sie mich durch den Flur und ich hörte bereits eine kreischende Frauenstimme, die stets die Worte wiederholte: »Wo ist er nur? Bringt

ihn her!« – Nebenher schallte der Schmerz einer gebärenden Mutter.

Noch erstaunt und fasziniert über den Vorgang, den ich nie zuvor miterlebt hatte, wagte ich mich langsam vor, während die Schwester mich fast schon schob. Aber mit jedem Schritt freute ich mich auch, Neuartiges zu entdecken und festzustellen, ob meine Person der Herausforderung gewachsen sey. Indes dachte ich an meine eigene Kindheit, und stellte mir vor, geboren zu werden. Dabei verfiel ich in eine Art Ekstase, bei der gewiß auch teilweise Gerüche und Umgebungseindrücke verantwortlich gewesen sind. Nur bedingt erreichte ich detaillierte Visionen. Als ich erwachte, stand ich in dem Zimmer, in welchem die junge Frau, die ich nicht genauer kannte, als den linken Daumen der Großmutter von meiner Urgroßmutter, ihr Kind bekam.

Sie zappelte und schrie, sodaß sie von allen Seiten festgehalten und beruhigt werden mußte. Es war, als würde sie in ihren unermüdlichen Willen das Kind fast schon heraustreten, als es kommen zu lassen. Ihre stark durchbluteten Hände griffen in der leeren Luft nach mir; man schob mich heran und in all der ertragenden Hektik der arbeitenden Personen im Saal bemerkte ich gar nicht, wie sehr die junge Mutter meine Nähe zu schätzen wußte. Sogleich wurde es ruhiger im Raum, ich spürte die Wärme ihrer Hand und glotzte selbst nur etwas scheu und unbeholfen. – Und immer wieder warf sich in mir die Frage auf: »Wollte ich heute morgen nicht eigentlich bloß zur Uni fahren?«

Die Zurufe der Ammen, auf gesonderte Weise und mit Vorsehen das Kind herauszupressen, wirkten nur scheinbar auf das Geschehen ein. Ohne Arroganz und nur in der Zufriedenheit lesend, die von der Mutter Augen ausging,



konnte ich sagen, daß ich direkt verantwortlich für die Geburt war: Die Maßlosigkeit meiner Neugierde floß von Hand zu Hand direkt in ihren Körper und ließ das Kind noch im Mutterleib zu einem Wissenschaftler werden. Wie durch alleinige Gedankenkraft bewerkstelligt, kam der Schädel zwischen den Beinen hervor, dann Arme und Bauch: Wie wunderbar, den ausgereiften Säugling eines Säugetiers zu beschauen und die elegante Perfektion zu bestaunen!

Ein Klaps auf den Po und die Durchtrennung der Nabelschnur ließen das Mädchen weinen, um so das erste Gefühl zu erleben, sobald man auf die Welt kommt: Schmerz. Und sogleich das letzte Gefühl vor dem Abtreten zum Tode anzukündigen: Trauer. Ist das Leben nicht kurz?

\*\*\*

Ich freute mich sehr über die gesunde Geburt. Und ihre Mutter offensichtlich auch: Ihre Freude über das Kind stieg sekundlich, das erheiterte Lächeln füllte das ganze Krankenhaus aus. Ich selbst gab mich sehr zufrieden damit, lediglich dazu beigetragen zu haben. Etwas Stolz lastete mir auf.

Das Kind ward kaum einige Minuten alt, und saß der jungen Mutter vergnügt und still in ihrem Schoß, eingehüllt in wärmende Decken . . . , da wurde der Arzt noch von allen Seiten auf die Schulter geklopft, und ich weitergezerrt – Zeit war hier wohl bei allen sehr knapp bemessen. Als ich fragte, wohin es denn ginge, sagte man nur kurz: »Röntgenlabor! Wegen ihres Arms!« Immerhin hatte man mich nicht vergessen.

Rasch drehte ich mich zu Mutter und Kind um und fragte: »Werden wir uns wiedersehen?« – Noch ehe sie zur Beantwortung meiner Frage kam, wurde ich schon aus der Tür

beholfen. Doch sah ich noch, wie sie gewillt war, aufzuste-  
hen, um mir nachzugehen (und vielleicht zu danken?), aber  
doch verhindert, da sie im Bett lag und das Kind auf ihrem  
Arm. Ich verstand die Situation und habe ihre *hilflose* Lage  
begriffen. Schließlich war ich genau wie sie.

## 2 Die Erwartung des Realisten

Aber kaum, und so muß ich einfach weitererzählen, daß ich  
mich auf die Liege im Röntgenlabor gesetzt habe, und die  
zuständige Fachkraft einen schwenkbaren Kran-Arm mit  
einer dicken Plakette vor meinen Verband schob . . . , und ge-  
rade dabei war, mir eine Bleischürze anzulegen, um meinen  
Genitaltrakt vor der kurzwelligen, mutagenen Strahlung zu  
schützen . . . , passierten unvorstellbare Dinge. Dinge, die  
niemals zuvor auf diesem Planeten geschehen sind.

\*\*\*

Das erste, das geschah, war das Erklingen der Krankenhaus-  
Glocke, die anfangs wie ein Feueralarm klang, dann aber  
eher als Evakuierungssignal gedacht schien. Die mir zu-  
gewiesene Person verließ wortlos das Behandlungszimmer  
und ging auf den Flur. Aus Besorgnis wagte auch ich einen  
Blick, und stellte fest, daß sich innerhalb der Gänge ein  
ungeordnetes Durcheinander anbahnte: Patienten standen  
– wie ich – herum, und waren fasziniert vom Bemühen der  
Ärzte, sich gegenseitig Telefonhörer aus der Hand zu reißen.  
Eine andere stolperte und verteilte Akten auf dem Boden;  
wieder andere hielten sich vor dem Lärm die Ohren zu. Al-

len aber war gemein, daß sie nicht wirklich wußten, was der Grund für diese Aufregung war.

Nicht im Geringsten war ich beunruhigt oder verschreckt. Viel eher fasziniert von der Aufregung und gespannt darauf, was als nächstes geschehen würde. Da stand meine erstaunte Seele also am Fenster der Tür des Röntgenlabors und die Hände befühlten das kalte Metall der Beschläge daran. Dann trat ich doch aus. Hinaus auf den Flur.

Eine Stimme in einem der Lautsprecher bat darum, daß sich alle transportfähigen Patienten, die sich selbst befördern könnten, hinaus auf den Parkplatz begeben sollten, um ihre eigene Sicherheit zu gewährleisten. Die meisten, die ich sah, befolgten diese Anweisung – wenn auch teilweise unter Protest. Ich aber nicht: In meinen Augen gab es nichts, das mich dazu veranlaßt hätte, den Anweisungen der Lautsprecher-Stimme Folge zu leisten. Doch langsam ging ich weiter. Immer näher zum zentralen Atrium, von dem aus man auch freie Sicht auf die Eingangshalle hatte. Dort standen bereits Gruppen von Ärzten, Patienten und Sicherheitskräften, die scheinbar keinen Plan für weiteres Vorgehen konzipiert hatten. Ich erinnerte mich, daß es doch stets dasselbe sey: Irgendjemand ruft »Gefahr!« und alle anderen – wenn auch nicht der unmittelbaren Bedrohung ausgesetzt – flüchten und rennen sich um Kopf und Kragen fast zu Tode. Vermutlich hat sich wieder jemand einen Streich erlaubt und eine Bombendrohung ausgebracht, dachte ich. Und tatsächlich glich die Situation der Vermutung: Allgemeine Panik, Unwissenheit und gegenseitige Übergehung.

Nur Sekunden danach und fast nicht ausgesprochen *explodierte* die Eingangshalle. Genauer: der Platz davor. Denn ich beobachtete, wie es extrem laut knallte, Boden und Wän-

de zitterten, und dann das Glas der Türen, dort unten im ersten Stock des Foyers, nach innen ins Gebäude schmetterten, gefolgt von Teilen der Tür und des Mauerwerks. Rauch und eine glühende Wolke folgten. Dreck und Asche legten sich über die zu Boden gerissenen Personen . . . , einige bewegten sich nicht mehr, andere hatten die dichte, graue Wolke noch nicht freigegeben. Der Rest rannte umher und schrie.

\*\*\*

War nun also doch eine Bombe explodiert? War es Zufall oder das, weswegen der Alarm ausgelöst wurde? Diejenigen, die glaubten, das wäre das Schlimmste dieses (ihres) Tages gewesen, und auch ich, der noch überlegte, was die Ursache war, irrten. – Uns blieb keinerlei Zeit mehr:

Ein Blitz gebot mich wie im Reflex zu Boden. Er drang durch die Fenster am bloßen Tage, sogar durch die Wände schien er zu dringen. Er erhellte und verblendete: Innerhalb einer Sekunde wurde alles hell-weiß und die Augen schmerzten, auch wenn ich sie mit den Händen verdeckt hielt. Kurz darauf bebte die Erde erneut. Diesmal erst leichter an Vibrationen, dann beständig sich verstärkend, bis alles um mich herum grollte: Schränke fielen um, Lampenschirme wackelten, Staub rieselte von der Decke. Dann ein Knall, daß es augenblicklich in meinen Ohren nur noch summte.

Halbblind und taub raffte ich mich auf und ging wie durch grauen einen Stummfilm: Ich tastete mich an der Wand entlang und versuchte, voranzukommen. – Dann die Essenz: Eine Druckwelle schien das Gebäude zu treffen und

erschütterte es dergestalt, daß Bodenplatten abstürzten, Gekälk sich verbog und Teile der Etagen auf Untere stürzten, wie man im Querschnitt des Atriums sehen konnte. Lichter zersprangen, Glas und Staub überall. Ich glaubte, mich nicht wiederfinden zu können, nachdem ich ein zweites Mal aufgestanden war, und dachte, das ganze Gebäude würde einstürzen und uns begraben.

\*\*\*

Orientierung folgte: Aber es gab nichts, woran man sich hätte orientieren können! Alles um das Blickfeld herum bestand aus Grau und winzigen Partikeln, sonst die Wand links und Gesteinsbruchstücke auf dem Fußboden. Wo könnte ich hin und was sey zu tun?, waren meine nächsten Fragen. Einige Sekunden lang hatte ich Angst, weil die Chance zu sterben kurz nach diesen Explosionen noch immer groß war. Doch dann bemerkte ich, daß ja doch nichts geschehen würde – von dem, was ich unmittelbar befürchtete. Diese Einstellung wurde nun wiederum von Ungewißheit abgelöst: Unwissenheit darüber, was mit der jungen Mutter währenddessen geschehen war. Irgendwie schien es nicht logisch, sich jetzt um sie nicht zu sorgen, wo ich ihr doch vor einiger Zeit so diskret beigestanden hatte. Also machte ich mich auf, sie zu suchen.

Vielleicht ist es wirklich meine Eigenart, die mich immer wieder zu ihr zurückfinden läßt. Da ich nicht an die Bestimmtheit eines *Schicksals* glaube, muß ich andere Worte finden, das zu beschreiben, was in mir vorgeht. Demnach wäre es gar nicht so sonderbar, davon zu sprechen, etwas zu lieben, das ich kaum kenne und folglich nur schwer

einordnen kann! Allerdings durfte ich nicht dem Prinzip der Xanthellegroformie unterliegen und vermutete, es gäbe einen Vater für ihr Kind. Irgendwo. Dennoch fühlte ich mich von nichts näher angezogen, als von ihr. Möglicherweise aus dem Gedanken heraus verursacht, daß sie der einzige Mensch in großem Umkreis wäre, den ich zumindest ein wenig kenne und der am Leben ist! Aber liebte ich sie in diesem Augenblick auch? Ich denke: nein. Mein Respekt und die Ehrfurcht gegenüber ihr überwogen der doch so leicht beeinflussbaren Liebe. Zumindest zu dieser Zeit.

\*\*\*

Eine Einblendung in Form einer Erinnerung erfolgte:

Es geschah vor etwa einem Jahr, im Winter. Ich war in einen Verkehrsunfall verwickelt und hatte mir ein Schlüsselbein gebrochen, weil ich unglücklich geprellt wurde. Ich kam gerade heim zu meiner Freundin, die schon wartete und von der Polizei bereits informiert worden war, was geschehen ist – mit mir, ihrem Freund. Sie umarmte und küßte mich, und auch Tränen flossen, als sie sagte: »Du hättest tot sein können!« Ich aber wand mich emotionslos und ohne Worte von ihr ab, ging zu Fenster und starrte durch die Frostgravuren an der Fensterscheibe ins Freie:

»Nein, hätte ich nicht. Das ist es ja eben: Ich hätte nicht sterben können!« – Dann drehte ich mich voller Unvernunft wieder zu ihr und glaubte, es nicht deutlicher sagen zu können.

»So sehr ich auch darüber nachdenke«, setzte ich fort, »so sehr gelange ich doch zu der festen, bedingungslosen Überzeugung, daß ich nie sterben würde, ohne dir in die Augen zu sehen. Egal, wie nah mich eine Gefahr auch dem Tod bringen würde – könnte ich doch stets den angemessenen Lebenswillen aufbringen, mich zu erhalten, um zu dir zurückzukehren!«

Ich faßte nun wieder Mut. Sollte das wirklich stimmen, hätte ich nichts zu befürchten, und könnte mich gefahrlos der Ungewißheit stellen. Im Laufe des Versuchs, mich auf den Weg zum Geburtssaal zu erinnern – glücklicherweise auf dieser Etage gelegen –, kam ich Meter um Meter voran: In Aussicht, einen verwüsteten Raum vorzufinden. Tatsächlich erkannte ich nun immer mehr Details wieder (oder das, was mein Gedächtnis aus den umherliegenden Trümmern konstruiert hatte) und lief daher schneller. Beispielsweise passierte ich das Bildnis eines reichen Mannes, das zuvor thronend als Gemälde an der Wand hing, und nun zerrissen am Boden lag. Auch vom Staub verschmutzte Schilder halfen mir, mich zurechtzufinden.

Seltsamerweise begegnete ich keinem Menschen. Dafür hörte ich von draußen dringende Hilferufe, Schmerzensschreie, Todesgnaden. – Explosionen haben die Eigenschaft, eine seltsame Stille unter die Leute zu bringen: Verwüstung, Brände und der brachiale Knall mögen dieser Stille zugehörig sein, aber die Stimmen aller Menschen bleiben für lange Zeit an diesem Ort verstummt. Das Fehlen des Rotoren-Geräusches eines Hubschraubers oder das Sirenen-Geheul eines Kranken- oder Feuerwehrowagens bestätigten innerlich

meine schlimmsten Befürchtungen. War hier ein elektromagnetischer Impuls wirksam gewesen, der die Elektronik der Umgebung oder gar der Stadt unterbrochen hatte? Gab es wirklich diese Zündung eines atomaren Sprengkopfes über der Stadt, der das Krankenhaus fast einriß und sonstwie viele Leben forderte? Ich muß zugeben, daß mich das momentan nicht wirklich interessierte, da mir immer noch das Wohl der jungen Mutter im Kopf herumschwebte.

\*\*\*

Oftmals war es so, daß ich mir des Nachts, kurz vor dem Einschlafen, Spinnen oder zumindest deren Gestrick ums Bett wünschte, bloß damit ich die Gewißheit hätte, die mir auf die Nerven fallende Mücke, die unsichtbar um mich herum summte, sobald ich die Augen schloß, würde irgendwann gebannt werden. Damit will ich sagen, daß es manchmal erforderlich ist, sich etwas Abstoßendes (für mich jedoch nicht!) herbeizuwünschen, nur um im Endresultat zufriedener zu sein. (Aber bei meinem Glück wäre aus meinem Leben eine ausrangierte Schlager-Karriere geworden, die lediglich den Senioren jene kurze Heiterkeit zuspielt, die ihnen vor ihrem Ableben sowie zusteht.)

Mag sein, daß meine Gedanken etwas undurchsichtig wirken, doch sind sie mehr als nur qualifiziert, das zu bewerten, das hier vor sich geht: Ich kannte sogar mal einen Kerl, der verfaßte seine Studiumsberichte zwar inhaltlich korrekt, nicht aber orthographisch. Und ferner mit solchen Fehlern beseelt, daß es höchst zweifelhaft war, ihm seine *Untat* durch die Richtigkeit des Inhalts zu verzeihen. – Ist es Unsinn, was ich denke? Ist es Hohn? Oder aber ist es eine



so löchrige Wirklichkeit, wie sie nur einem von der Menschheit beeinträchtigtem (und ich vermeide hier bewußt den Begriff *kranken*) Gehirn entspringen kann?

Hat mich die Zeit verändert? Ich sage: ja. Die letzten Stunden mehr als die Essenz des gesamten, vorherigen Lebens. Aber werde ich auch mit diesem radikalen Umsturz umgehen können? Eine verlorene Seele in einer surrealen Welt wird sich stets Motive und Elemente der Umgebung suchen, die sie an die bekannte Wirklichkeit erinnern, um nicht verrückt zu werden. Mir hat es beispielsweise geholfen, diesen kaputten Bilderrahmen auf dem Boden liegen zu sehen. Er verwies mich auf die Wirklichkeit meines Daseins und zeigte auf, daß der dicke Staubschleier um alles Erkennbare herum nicht Teil meiner verdreckten Fantasie sey. Nun aber ... näherte ich mich dem Entbindungssaal.

Die Schwingtür war durch die Erschütterungen halb herausgerissen, und stand nun schief. Innen zeigte sich der gleiche verhüllende Staub-Dunst wie in allen anderen Bereichen, die ich bisher durchstolpert hatte. Anfangs glaubte ich – durch die Auswertung eines flinken Blickes bedingt –, die junge Frau würde sich nicht mehr hier aufhalten, da ihr geraten worden wäre, mit den anderen nach draußen zu flüchten; ferner befürchtete ich, daß der Weg hierher vergebens gewesen sey, da sie hätte tot sein können.

Nervös und unentschlossen, wie ich weiter vorzugehen hätte, sah ich mich um, kontrastierte jedes Details im Raum, schaute hinter Ecken, unter Tische. Aber sie war nicht hier. – Bis ich einen Durchgang zu einem Nachbarraum entdeckte, und diesen betrat. Und nun erkannte ich Offensichtliches: Sie, als Einzige.

Gebeugt stand sie vor einem Brutkasten und umschloß,

wie ich beim Näherkommen erfuhr, ihr Kind. Beide schienen wohlauf zu sein, aber verwirrt. Denn die Mutter hatte mich noch nicht registriert: »Ich habe Sie schon gesucht! Lassen Sie uns verschwinden!« – Freigiebig demonstrierte die Hektik in mir.

Sie schaute überrascht in mein Gewissen. Ich wußte, daß sie (wie ich auch) die Explosionen und das Grollen, die Hilferufe und all das andere von draußen hörte, aber sie schien unter Schock zu stehen. Als ob es für mich einfach wäre, in Gegenwart meines bislang elenden Lebens einen Überlebenstrieb zu entwickeln! Aber es schien schon immer in mir gesteckt zu haben – unterdrückt!

In einer Welt, in der bereits im September Weihnachtsdekoration verkauft wird, in der *Schriftsteller* wissenschaftliche Sachbücher schreiben (ich bin der Meinung, daß es in dieser Hinsicht entweder *nur* wissenschaftliche Fachliteratur *oder* unterhaltende Belletristik geben darf, jedoch niemals vermischt), und wo Psychologinnen uns Bücher verkaufen wollen, in denen sie den Sexismus aufschlüsseln . . . , habe ich zu überleben gelernt. Es war nicht immer leicht, und erträglich schon gar nicht. Aber was soll *nun* aus uns werden? Die glotzenden, un schlüssigen Augen meines Gegenübers erweckten Unschuld und Haß in mir auf Jene, die Jahrzehnte lang die Entwicklung und Lagerung von Nuklearwaffen befürwortet haben: Und es wirkt weiterhin vollkommen verstandesabwegig auf mich, an den Einsatz derartig gewaltiger Waffen gedacht zu haben. Sie erscheinen einfach *zu* übertrieben für die Größe des Planeten!

Ich würde es ja verstehen, wenn man einen atomaren Krieg mit einem Organismus beginnt, der vielleicht unsere Erde übernehmen will. Aber so ist es nicht: In diesem Fall

herrscht zwischen einer Handvoll *Männer* Uneinigkeit. Alle wollen ihre Macht darlegen, *herrschen*. Und letztlich ist es auch der Glauben an das Christentum, den Islam und so weiter, der zur Unstimmigkeit beiträgt. Stört sich das gemeine Volk des einen Landes an der Bigamie des anderen? Oder die Hingabe an einen anderen Gott? Wäre der gemeine Mann neidisch auf die Lagerstätten des anderen Kontinents? Ich glaube nicht! Letztlich ist es nur ein verschwindend geringer Prozentsatz, der seinen Finger auf den Knopf legt und eine Zukunft zu sichern glaubt, die ohne seinen Finger und seine Motivation auch durchaus erreichbar gewesen wäre.

Doch welchen Sinn ergibt es, sich jetzt darüber aufzuregen? Es ist sowieso zu spät. Sogar die Gewohnheit, seinen nächsten Tag zu planen, ist komplett verflogen.

Wie von Sinnen griff ich sie derb am Handgelenk. Das Schloß schnappte sozusagen zu. Aber war es nun Mut, den ich zeigte, oder wollte ich bloß nicht alleine sterben? Automatisiert zerrte ich sie aus dem Raum, während sie von Sekunde zu Sekunde aufgeregter wurde und schließlich in Hysterie verfiel. Sie mag mit ihrem Kind im Arm geheult und gerissen haben. – Ich wußte: Wenn ich sie loslasse, sind sie und das Baby tot. Also führte ich sie mit aller Kraft und so schnell es ging, den Weg zurück, den ich kam. Unterwegs sah ich einen Mann am Boden liegen, dessen Gesicht und Hände aufs Schwerste verbrannt waren. Sein Anblick ermutigte mich, nochmals schneller zu gehen. – Gar so unvorsichtig schnell, daß wir bald schon die schwere Tür zum Röntgenlabor passierten, ich die Mutter hineinstieß und die Tür schloß. Innen hing ein Schlüssel, den ich verwendete und die Tür verriegelte.

Dann mußte ich das tun, was auch sie tat: Ich setzte mich auf den Boden. Dabei war ich durch das Laufen kaum außer Atem gekommen! Dennoch war mir schwindelig und die Welt um mich herum drehte sich. Woher das kam, weiß ich bis heute nicht. Aber bevor ich das Bewußtsein für ein paar Stunden verlor, nachdem ich mit dem Rücken an der Tür hinuntergerutscht war, stotterte ich geschwächt hervor: »Öffne diese Tür unter keinen Umständen!« – Was für bescheuerte Worte, wo ich doch nicht wußte, ob es meine Letzten seien!

### 3 Globale Insolvenz

Es muß wie gesagt einige Stunden her gewesen sein, da erwachte ich. Noch immer lag ich der Tür zu Füßen, schaute mit einem üblen Gefühl im Magen über den Fußboden und sah den Dreck, der als Folge der Gebäude-Erschütterungen dort lag. Das nächste, das ich sah, war *sie*, wie sie neben mir an der Tür stand, mit den Augen durch das Schaufenster sehend und eine Hand am Türgriff. Ich weiß noch, wie ich mich im Raum umsah, ob noch jemand mit uns eingeschlossen worden war. Aber das Zimmer war zu klein, um es für unübersichtlich zu halten: Ein Tisch, Regale, der Röntgenapparat, ein Waschbecken und zwei Stühle: Nur ein winziges Fenster, um hinauszusehen!

»Wenn Sie die Hand vom Griff nehmen könnten, würde ich mich wohler fühlen!« keuchte ich. Sie schaute hinunter und mit dumpfer Stimme drang in meine Ohren: »Keine Sorge. Nachdem, was ich gesehen habe, werde ich bestimmt nicht die Tür öffnen!« Ich wußte nicht, was sie meinte.

»Wissen Sie, was hier geschehen ist? Warum ich mein Kind in eine Welt von Schrecken und Terrorismus hineingebären mußte?« – War nicht zu übersehen, daß sie äußerst aufgebracht und verzweifelt war.

»Nein, ich weiß nichts.«

»Aber . . . , wieso haben Sie mich dann geholt? Meine Rettung setzt ein gewisses Ziel voraus. Und wer ein Ziel kennt, weiß auch um dessen Antrieb! Also: Was wissen Sie?«

»Wie ich sagte – nichts! Allerdings . . . habe ich eine Ahnung.«

»Raus damit!« schrie sie wütend und nahm dabei das stille Kind vom Tisch, auf dem es bis eben noch in ihrem Pullover und dem Handtuch, das man ihr kurz nach der Geburt für das Kind gegeben, eingewickelt geschlafen hatte. Mein Kopf war dem Boden zugerichtet. Wie sollte ich einer Mutter, die gerade ihren Nachwuchs geboren hatte, mitteilen, daß es vielleicht keine Zukunft für uns alle gäbe? Aber antworten mußte ich ihr: »Nun ja – da gab es einen Blitz und eine Druckwelle. – Wissen Sie noch?«

»Eine Nuklearwaffe!« – Sie sagte es so, als hätte sie es die ganze Zeit gewußt und als sey ihr die Antwort auf die größte Frage des Jahrhunderts gekommen. Nur eben mit der entsprechenden Ehrfurcht. Sie sah mir dabei direkt in die Augen. Und ich ebenso. Wir verstanden uns.

Du hättest mein Leben sein können: Der Inbegriff der Verantwortung. Die terminale Obrigkeit überhaupt! Jetzt, da unser beider Leben erst recht verwirrt ist, scheint die Betrachtung der verflossenen Zukunft, wie sie häufig verächtlich genannt wird, gar nicht mehr so abwegig. Noch

im Nachhall ihres verlöschenden Lichts sehe ich ihr Antlitz noch immer so deutlich vor mir, als sey es auf den Schädel der jungen Mutter aufgebracht: unverfälscht, authentisch. Mein Träumen aber ist nicht echt: Es ist erfunden, nicht empfangen. Es ist eine Täuschung, so wie ich mir wünschte, all das Geschehen um mich herum wäre eine verteufelt überzeugende Illusion, und es bestünde die geringste Chance, daß du diese atomare Attacke überlebt hast. So wie mein Glauben, stirbt auch meine Hoffnung mit mir. Ich habe schon immer beschwert damit leben können, von dir getrennt zu sein. Damals wie auch in der Zukunft.

Mich drückt das Gefühl, ich hätte hier noch etwas zu *erledigen*. Doch dann nehme ich mich meinem Schicksal an und folge dir. Gehorsam den Regeln meines Glaubens.

Natürlich dachte ich dies still bei mir. Aber die plötzlichen Gedanken an meine Freundin waren so stark, daß es war, als hätte man mir die erdachte Passage vorgelesen!

\*\*\*

Mein Durst war *unersättlich*. Also raffte ich mich auf und ging sehr zielstrebig zum einzigen Waschbecken im Raum. Ich drehte den Hahn und hatte Glück – zumindest diese Rohre schienen nicht beschädigt worden zu sein. Als ich gerade die Mutter fragen wollte, ob sie ihrem Kind auch etwas Wasser geben wolle, sah ich, daß sie den Säugling bereits an ihre Brust gelegt hatte und ihn trinken ließ.

»Das ist sicher jetzt das Vernünftigste«, sprach ich zu ihr. Sie schaute mich aber mit traurigsten Augen an – erst wortlos, dann mit einem einzigen dumpfen »Ja« antwortend.

Die Laute von draußen wurden leiser. Keine Schreie mehr. Keine Explosionen. Jegliches Hilferufen ging zu Ende. Dagegen wurde ich nervöser, da ich mich entschlossen hatte, nicht in diesem Zimmer zu sterben. Aber was sonst hätte uns so gut beschützen können? An den Wänden suchte ich zuerst entlang, und räumte Schutt beiseite, um einen Ausgang zu finden. Dabei entdeckte ich ein paar weiße Tücher und eine metallische Manschette, wie sie beim Röntgen als Schürze umgelegt wird. All das Zeug gehörte ja auch in ein Röntgenlabor! Zusätzlich lagen in verschlossenen, aber beschrifteten Schränken Präparate für die Chemotherapie gegen Krebs. Die Schränke selbst ließen sich nicht öffnen, doch gehörte der radiogene Inhalt wohl auch hinter diese Schutzwände.

Aber da war noch mehr! Ein seltsames Unbehagen, das alles wie ein Schatten umgab und mir die Zukunft nannte, die aus Nichts bestand! In Wirklichkeit – und wie deutlicher hätte ich diese Worte noch nennen sollen? – war es eine Mischung aus mentaler Vergiftung, Angst und Unruhe; einer Sorge, niemals wieder schlafen zu können, ohne daß sein Leben in Gefahr sey. Und ich wollte hier nicht weg. Ich würde das Gefängnis *Röntgenlabor* von Herzen gerne akzeptieren, würde es mich nur von dem äußerlichen Fluch isolieren.

Würde ich im Falle der Nuklearexplosion einer Irrung unterliegen, und es wäre nur ein terroristischer Anschlag gewesen, würde man annehmen können, daß mit der Zeit Rettungsmannschaften erscheinen, um uns zu befreien. Nie-

manden auf dieser Welt würde das glücklicher machen als mich! Wäre dem aber nicht so, und ich hätte recht mit meiner Vermutung, würde es dumm sein, ein Risiko einzugehen. Der Mutter von meinen Gedanken diesbezüglich unterrichtet, stimmte sie mir zu, bei dem Plan, einige Tage noch in diesem Raum zu verweilen. Würde sich dann keine Hilfe gezeigt haben, wüßten wir es genau.

\*\*\*

Vielleicht würde man etwas Besonderes sehen – am Fenster? Ich ging zwar hin und öffnete es, aber es zeigte nur in einen Hinterhof. Durch die hinter dem Glas liegenden dicken Gitter konnte man beschädigtes Mauerwerk – ein langer Riß zog sich wie zufällig verzweigend vom Dach des Nachbarhauses bis auf Höhe seiner ersten Etage – und umgefallene Mülltonnen sehen. Ich rechnete nicht mit Antwort, rief aber doch um Hilfe. Leider waren die angrenzenden Gebäude noch ein paar Etagen höher als dieses, sodaß man im optimalen Blickwinkel nur ein paar Grad von Himmel sehen konnte. Er war grau und erstaunlich wolkenlos.

So genau kannte ich mich diesbezüglich nicht aus, doch vermochte ich mir vorzustellen, daß diese eigenartige Wolkenlosigkeit daher kommen könnte, daß die bei einer Nuklearexplosion auftretende Druckwelle jegliche Wolkenformation fortbläst. Schon immer ging ich vom Schlimmsten aus und erwarte in jeder Situation das Ärgste. Nur so kann man mit gegebenem Realismus im Leben Aufgaben zu Un erwartetem erfüllen.

Ich ging nun zum Säugling zurück. Er lag in der Mutter Arme und trank ihre Milch. Erst sah ich der Mutter in



die Augen, um mir sozusagen die Erlaubnis zu holen, dann strich ich dem Kind über den Kopf und ward von dessen Einzigartigkeit fasziniert. Ein so junges Geschöpf. Kein Wissen im Gehirn, der Körper erst einige Stunden alt, noch niemals verletzt. Und doch den Drang in sich, zu trinken. Ich glaubte sogar zu sehen, wie es mit seinem kleinen Finger die Wärme ihrer Brust zu absorbieren begann. Gleiches dachte wohl die Mutter, denn es brachte ein Lächeln in ihr Gesicht. Ein Außenstehender hätte diese glückliche Situation wohl als eine harmonische Familienzusammenkunft gewertet.

\*\*\*

»Es tut mir sehr ein Leid zu wissen, daß ich Sie und das Kind in diese Situation gebracht habe.« Erschrocken blicke sie auf: »Was soll der Quatsch?! Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll, diese Aussage zu negieren! Ohne Sie wäre mein Kind tot! Genauso wie ich!« Darüber dachte ich ein paar Sekunden nach, und besah die blutigen Kratzer an meinen rauhen, staubigen Händen: »Und ich wohl auch.«

»Sie zu treffen – ehrenwerter Mann – war das größte Glück in meinem Leben. Ohne Sie wäre ich nicht mehr. Wäre begraben unter Trümmern oder ... mit meinem Kind verbrannt, ohne daß ich es je zu Gesicht bekommen hätte!« Sie begann zu tränen: »Ich bin so dankbar und fühle mich geehrt, diejenige gewesen zu sein, die *Ihren* Weg kreuzte!«

Das erstaunte mich sichtlich: »Tatsächlich ... war mir die ganze Zeit etwas unwohl, da ich nicht wußte, wie Sie über mich denken. Schließlich habe ich heute morgen ... – Sie wissen schon.«

Meine Peinlichkeit schien keinerlei Eindruck auf sie hinterlassen zu haben: »Ja, Sie haben gemordet.« Ihre Stimme war kalt und hart, so als wäre es eine Notwendigkeit gewesen und durch eben dies gerechtfertigt: »Es ist nicht recht, wenn man Leute tötet, die man überhaupt nicht kennt. Dagegen scheint es mir recht, Solche unter bestimmten Umständen zu töten, von denen man weiß, wofür sie bestraft werden sollen!« Jetzt nahm sie in ihrer Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben (die ironischerweise größter selbstjustizialer Gerechtigkeit entwuchs) sogar meine Hand, führte sie an den Körper des Kindes und hielt sie fest daran. Nun wußte ich, was ich von mir und ihrem Eindruck über mich zu halten hatte. Es war in gewisser Weise für mich legal gesprochen, gemordet zu haben!

»Außerdem«, sah sie mir in die Augen: »gibt es zwei Gründe, warum Sie sich deswegen keine Sorgen mehr zu machen brauchen!«

»Sie meinen, weil – falls es wirklich eine nukleare Explosion über der Stadt gewesen sein sollte – sowieso niemand mehr den Körper identifizieren oder einer beabsichtigten Gewalt zuordnen kann?«

»Ja, und weil – falls es nun wirklich eine solche Explosion war – niemand mehr da ist, den es interessiert!«

Wir kicherten daraufhin, wie ich mich klar erinnerte. Und in diesem Moment fiel mir ein, noch niemals zuvor über einen Ermordeten in dieser Weise gelacht zu haben, der im Grunde bei sich besser dran war als wir, da er dieses neue Zeitalter nun nicht mehr miterleben würde.

»Ich bin froh, daß ich Ihr Vertrauen zurückgewonnen habe«, verkündete ich kleinlaut und philosophisch antwortete sie: »Hilfe ist keine Form von Mitleid. Sie ist eine Form von

Freundschaft. Und da sie nunmehr ein Freund sind, will ich, daß wir uns duzen, und mit Namen bekanntmachen!«

»Na schön«, war meine schüchterne Antwort und zuckte auffällig mit den Schultern: »Also – mein Name ist Newton. Newton Comb. Und *deiner?*« – Dabei lächelte ich. »Newton, was? Ich bin Patricia.«

»Nur: Patricia?«

»Also, wenn du's genau wissen willst: Patricia McMallis. Und bitte keine Bemerkungen zum Umstand, wie es zu diesem Namen gekommen sein könnte!« Etwas ungläubig schaute ich Patricia an: »Woher soll ich wissen, was du ... meinst? Ich weiß nicht, was du meinst!« wiederholte ich ernster.

Gerade, wo ich erwartete, ich würde eine erschreckende Antwort erhalten, lächelte sie und gab an: »Ist schon gut. Ich sehe, daß du nichts Böses denkst.«

Auch, da mir nichts verständlicher war, worauf sie hinauswollte, fühlte ich mich entschuldigt und unbelastet.

»Wie lautet denn der Name des Kindes? Oder gibt es da noch keinen?«

»Also, es gibt da tatsächlich noch keinen.« – Erst dadurch wurde ich betrübt. Irgendwie. Und stand auf.

»Wenn wir uns nicht anstrengen, wird das Kind keinen brauchen!«

»Was?« fuhr sie empört auf, und wurde sofort von meiner direkten Haltung diesbezüglich unterbrochen: »Wir müssen strikt und andersartig denken, um zu überleben. Sonst sind wir alle ... tot! Verstehst du? *Tot!* Von jetzt an ist unser bisheriges Leben vorüber und ein Neues hat begonnen, das ganz anderes Vorgehen erfordert. Abweichende Strategien werden uns niedermachen. Wir müssen echt aufpassen!

Machen wir Fehler, gibt es nicht zu hören: »Ist gut. Vielleicht sollten Sie nächstes Jahr noch mal zur Prüfung kommen!«

Jetzt erst fiel es mir wieder ein: Als ich das letzte Mal meine eigentliche Freundin gesehen habe – das war am Tag zuvor im Park –, habe ich sie verabschiedet, indem ich sie von hinten umarmte, meine Nase in ihr Haar hielt, und sie dann nach ein- bis zwei Minuten entließ, indem ich einfach die Arme wieder öffnete, und sie (ohne sich noch einmal umzudrehen) loslief. Genau das war das letzte Mal, daß ich sie sah. Und ich dachte (eher unbewußt) bei mir, daß ich sie gehenlasse, um mein eigenes, differenziertes Leben zu leben.

Offensichtlich hieß das, daß ich es im Grunde gar nicht so meinte, sondern viel eher aus einer verschwiegene Besessenheit heraus dachte, um meinem Trieb zur Selbstjustiz einen freien Weg zu ermöglichen. Dabei denke ich, daß es in dieser Entwicklungsphase wichtig für mich gewesen ist, derartiges kontrovers zu denken. Und sey es nur aus Vernunft heraus.

Sie ging also hinfort und ich ward allein gelassen. So, wie ich es in diesem Moment auch wollte. Denn eines mußte ich mir ganz sicher vor Augen geführt haben: Es geht nur eines: Entweder überwältigender Liebhaber mit einer bezirzenden Schönen an seiner Seite; oder die gewaltigste wissenschaftliche Karriere, die jemals das Ende der Zukunft dieses Planeten besiegelt hat. In vielen Träumen habe ich ehemals darüber nachgedacht, beides zu verbinden. Aber es geht *nicht!* Stets erwachte ich mit objektiver Nüchternheit eines dritten Beobachters im Geschehen. Und der sagte mir: »Darüber nachzudenken, kostet dich Zeit, die du bald schon vermissen wirst.«

Nun – ist das egal. Meine Zukunft ist ab diesem Tag an determiniert. Meine grundlegende Wahl – sofern man das noch so nennen kann – besteht allein darin, diese Zukunft zu akzeptieren, oder zu sterben. Die mir vom Schicksal zugewiesene Begegnung mit Patricia allerdings verstehe ich noch nicht. Ihr Auftreten im Gesamtkonzept ist weder schlüssig, noch nachsichtig für meinen diffusen Verbleib.

\*\*\*

Nach etwa einem Tag begann ich erstmalig, wirklich hungrig zu werden. So hungrig, daß es erstens absurd war, Hunger zu verspüren, da es auf der Welt ganz andere Menschen *gab*, die gewiß viel hungriger sein würden, als ich Verfressener. Zweitens wurde ich von einem gewissen Augenblick an minutiös überzeugter, daß niemals Hilfe von außerhalb kommen würde, auch wenn die minimale Wartefrist für Rettung noch nicht verstrichen war.

Patricia schien der Hunger nicht zu plagen, solange sie nur beobachten durfte, wie ihr Kind gestillt würde. Man muß jedoch beachten, daß wir keinesfalls Gefangene waren, sondern jederzeit die Tür von innen hätten öffnen können, sofern wir es wollten. Aber sie und ich hatten abgemacht, dieser Tat erst dann nachzukommen, wenn wir es vor Hunger nicht mehr aushielten und *wirklich* keine Rettung uns erreicht.

Die Versorgung mit Trinkwasser war – wie bereits erwähnt – kein Problem, da das Waschbecken seinen Dienst tat. Exkrememente und Urinat wurden in Tüten abgegeben und durch die Fenstergitter ins Freie befördert. Dieses und der große Hunger waren der einzige Tagesablauf. Ab und

zu, zum Beispiel, wenn das Kind schlief, untersuchten wir skrupellos die Schränke nach brauchbaren Dingen, stellten die meistens Medikamente aufgrund fehlender Fachkenntnis aber wieder zurück in die Glasregale. Den Erste-Hilfe-Kasten plünderten wir uns verteilten das Verbandsmaterial in meine geräumigen Beintaschen. Für den *Notfall*, wie wir es nannten. Auch große Plastikgefäße leerten und wuschen wir aus, um darin Trinkwasser zu speichern.

Indes nahm Patricia die Möglichkeit wahr, mit ihrem Mobiltelefon die allgemeinen Notrufnummern und alle ihre Freunde in der Telefonbuchliste anzuwählen. Die Anwahl der meisten dieser Nummern – inklusive der der Feuerwehr und der Polizei – führten zu einem unverständlichen Knacksen in der Leitung, danach der Abbruch. Bei einem ihrer Freunde jedoch (den nannte sie in Sorge immer wieder *Johnus*) kam zumindest ein Klingelzeichen, auch wenn Johnus den Anruf nicht entgegennahm. Nachdem sie alle ihr bekannten Telefonnummern durchprobiert hatte, drückte sie mir ihr Telefon in die Hände, damit ich sehe, wen *ich* erreiche. Doch mein Versuchen endete sogar in noch weniger Erfolg, und jede ergebnislos angewählte Nummer bestätigte nur das Offensichtliche. Ist die Menschheit tatsächlich fähig, im Falle eines globalen Krieges das gesamte Kommunikationsnetz so *leicht* zu verlieren?

Welche Zufälligkeiten sich doch mir immer wieder erbarmen: Wohlstand, Luxus – kein Pflaster für die ewige Straße! Allein zu wissen, wie man überlebt, wird die Menschheit erhalten. Nicht, wie man am besten lebt!

Noch immer bin ich erschrocken darüber, wie leicht doch die Bauten und Techniken der menschlichen Zivilisation geradezu nutzlos werden, kaum daß niemand mehr da ist,

der sie bedient oder bewohnt. Oft ging ich einfach nur so durch den Raum, und dachte darüber nach, was wirklich geschehen sein könnte. Solange, bis mich meine eigenen Theorien selbst verwirrten. Und oft stellte ich mir die Frage, ob es ratsam sey, diesen offenbar sicheren Platz zu verlassen. Irgendwann gewiß, da es Nahrung in diesem Zimmer nicht gab. Von nun an konnte ich das aber nicht mehr selbst entscheiden (oder hätte es je gedurft). – Seitdem ich mich dazu entschlossen hatte, Patricia zu suchen und zu evakuieren, bin ich ihr gegenüber verpflichtet. Und besonders dem Kind gegenüber kam ein großer Beschützerinstinkt in mir hervor. Niemals würde ich zugelassen haben, daß der Säugling friert oder hungert, auch wenn diesen Teil der Obhut momentan noch seine Mutter übernahm.

\*\*\*

Die Erinnerung sagte mir, daß ich ein paar Stunden geschlafen habe, bevor ich erwachte und mich schlagartig übergab. In meinem Hals kratzte weniger der scharfe Geruch des Erbrochenen, als etwas *anderes*. Mein ganzer Organismus fühlte sich äußerst unwohl, obwohl man doch immer sagt, nach einem ruhigen Schlaf wäre alles besser als zuvor. Warum ich mich übergeben mußte, war mir unverständlich, da ich mich vor dem Schlaf in einer guten Verfassung glaubte. Vielleicht war es auch nur ein psychologisches Problem als Antwort auf den Streß.

Patricia lag jetzt in einer anderen Ecke zum Schlafen, mit ihrer Tochter im Arm. Natürlich ist sie durch meinen Husten wach geworden, machte aber keine Beanstandung, mir zu Hilfe zu eilen. Stattdessen hatte sie mich mit starren, ernstesten Augen fixiert, so als würde ich eine Gefahr darstellen!

Beim Aufrichten stützte ich mich an der Labor-Tür ab und schaute erstmalig seit längerer Zeit wieder aus dem Türfenster. Dort lag jemand auf dem Gang! Und mit hundertprozentiger Sicherheit hatte er dort zuvor nicht gelegen! Er wäre mir neben den monotonen Trümmern sofort aufgefallen!

Sein Gesicht – demnach ein Mann – war von meiner Blickrichtung abgekehrt, die Gliedmaßen abgespreizt, sogar die Finger voneinander. Das schulterlange, schwarze Haar bedeckte wirr den größten Teil seines Gesichtes. Der Kleidung nach, einem grünen Stoffanzug, war es ein Mitarbeiter des Krankenhauses.

Aus lauter Erstaunen über diese Entdeckung vergaß ich fast meine Besonnenheit, die mein Überleben das von Patricia ehemals gesichert hatte, und hatte schon die Hand auf den Türgriff gelegt, als sich plötzlich Patricias Hand ebenfalls darauf legte und festhielt. Dann schaltete sich wieder mein Gehirn ein:

»Hast du gesehen? Da ist ...«, rief ich aufgeregt und wurde sogleich unterbrochen: »Ja, ich weiß. Schon als ich vor einer Stunde wach war, lag der Tote da.«

»Aber vielleicht ist er nur bewußtlos! Wir sollten ihm helfen!«

»*Nein!* Der ist tot. Wir leben. Und wir müssen an die Gefahren denken! Hast du bemerkt, daß da keinerlei Blut an ihm ist!? *Wie* ist er also gestorben?«

Damit hatte sie offensichtlich und auf unverschämte Weise Recht behalten. Durch die unmittelbare Explosion oder Trümmerfall ist er wohl nicht umgekommen. Denn dann wäre er begraben oder zumindest verschmutzt. Seine Kleidung aber war sauber. Und wenn er noch genug Kraft hatte,



den Weg auf den Gang hier vor dem Labor zu nehmen, wie-  
so ist er dann gerade *dort* gestorben? Und das Stunden nach  
den Ereignissen? Die Existenz der Leiche stellte Rätsel auf.  
Angstvolle Rätsel.

Ob es noch mehr wie ihn gab? Ich meine damit: Mehr,  
die die Explosion überlebten!?! Doch, es muß sie gegeben  
haben! Denn bei jeder noch so großen Katastrophe gibt es  
Überlebende! Aber wieso sind sie über die letzten Tage nicht  
erschieden? Wieso nur er? Und wieso erst jetzt?

Ich sah es ein und zog die Hand vom Türgriff zurück. Patricia schien dies im zufriedenen Verständnis aufzunehmen. Dennoch blieb eine Restanspannung, da unklar war, wie mit der Entdeckung umzugehen sey. Und spätestens jetzt war es äußerst merkwürdig, daß keine Rettungskräfte die Ruine des Krankenhauses betreten hatten, um Hilfe zu erbringen. Uns wurde mehr und mehr bewußt, daß es keinen anderen Ausweg gäbe, als uns selbst zu befreien und zu retten. Also schlossen wir die Idee ab, das Labor zu verlassen, und packten unseren wenigen Kram zusammen.

Gerade, als ich mir meinen Mantel überzog und Patricia half, sich das abgelegte Oberteil überzuwerfen, fiel mir ein, daß ich mich in gewisser Weise nach einem geregelten Leben sehnte: Hinter all der von mir schon immer empfundenen Notwendigkeit nach Aufregung und Abenteuer steht doch eine Persönlichkeit, die sich fast nichts mehr wünschte, als mit seiner lieben Frau gemütlich (und ohne Aufregung) gegen 20 Uhr zu Bett zu gehen, abschließend ein Buch zu lesen und so weiter mit dem Irrealismus. Denn so lange ich mir das auch wünschte, so wenig ging ich diesem Trieb nach. Und wenn mich jemand vor die Möglichkeit gestellt hätte, für einen einzigen Mord die ewige Glückseligkeit

zu empfangen, und mir an jedem beliebigen Ort mit jeder beliebigen Person das eben gefallen zu lassen . . . , so hätte meine Antwort doch »Nein!« geheißen. Risiko gehört eben nicht zu meinem Lebensstil!

Jedenfalls purzelte mir ein Anhänger an meiner Halskette bei der ganzen Klamotten-Anlegerei hinter dem Kragenknopf hervor, und ich ward erinnert: an meine Gefährtin. Denn der Anhänger trug ihren Namen. Für die Dauer der Hektik dieses Konfliktes habe ich sie vergessen. Vielleicht eine Art Schutzfunktion, um mich nicht aus Sorge ablenken zu lassen. Aber jetzt erinnerte ich mich wieder deutlich, und daran, daß – falls das mit der Nuklearwaffe wahr sein sollte (was ich zweifellos in Erfahrung bringen würde, sobald ich dieses Gebäude verlasse) – sie tot sein würde. Im Moment wollte ich das aber weder wahrhaben, noch mich mit der Bewältigung dieser psychologischen Belastung konfrontiert sehen, sodaß ich ihr Gesicht und den Namen dazu aufs neue in den Tiefen meines Gedächtnisses vergaß.

Ein letztes Mal schaute ich Patricia in die Augen, auch wenn ich nicht das Gefühl hatte, es könnte *das letzte Mal* gewesen sein. Dann öffnete ich das Schloß und schob die Tür an. Es ging beschwerlicher als ich sie damals geschlossen hatte, da vermutlich der Rahmen im Laufe der Explosion verzogen wurde. Und es war das erste Mal, daß wieder Geruch vom Krankenhaus selbst in meine Nase drang – auch, wenn es noch vermehrt nach Rauch stank.

Jetzt, da ich die ersten Schritte vorgewagt hatte, veränderte sich auch meine Perspektive und ich konnte mir mehr und mehr die zerstörte Szenerie vor Augen führen. Und wie ich befürchtet hatte, war niemand gekommen, uns zu helfen: Die Trümmer versperrten nach wie vor die Eingänge,

und dann erst die Toten! Wirklich niemand hatte sich bis hierher vorgewagt – sey es aus Angst oder Unwissenheit oder technologischer Probleme –, um die Toten zu begutachten! Man sagt ja immer: »Der Tote sieht sich selbst als letzter.« – In unserem Fall übernahmen *wir* diese Rolle.

Eine Gruppe von drei Leuten lag nahe beieinander, voneinander abgekehrt, teilweise verbrannt oder verstümmelt. Dann der, den wir schon vom Labor aus gesehen hatten: Aus Vorsicht und Erstaunen wagten wir aber keine nähere Untersuchung. Schließlich sah ich vom Geländer der ersten Etage aus auch eine Frau, die unter einem großen Mauersegment begraben schien: Lediglich ihre Beine schauten hervor.

Langsam schritten wir voran, Patricia hatte ihre Tochter fest in den Arm genommen, während der Säugling ganz still war. An der Treppe zum Untergeschoß angekommen, ging ich vor, um deren Stabilität zu testen. Und währenddessen ich das tat, wäre mir fast nicht diese – anders kann man es nicht umschreiben – *globale Stille* aufgefallen. Bis auf das Plätschern irgendwelcher Wässer gab es tatsächlich gar kein Geräusch! In Anlehnung an die fehlenden Rettungskräfte demnach auch keine Sirenen, keine Hilferufe, gar nichts. Vielleicht vergleichbar damit, als würde man im Winter inmitten eines finsternen Waldes sitzen, und der Wind würde auch nicht durch die Bäume pfeifen.

Unten angekommen, erschienen weitere Leichen: Manche in *gewöhnlichen* Sterbe-Positionen, aber viele auch in unnatürlicher Haltung, mit offenen Augen, mit entsetzten Blicken, als habe sie der Tod überrascht. Mein erster Gedanke hierzu kam durch meine militärische Ausbildung: Giftgas. Oder andere Biowaffen.

Da ich sowieso der allgemeinen Atmosphäre ausgesetzt

war und mir bislang nichts passiert ist, erroch ich die Luft: Für mein Empfinden hätte sie normaler nicht sein können. Tatsächlich dachte ich, daß sie sogar besser riechen würde als sonst!

Ich sah, wie Patricia mir dicht folgte, mit geängstigtem Ausdruck, aber jedem Körper soweit wie möglich auswich. Ihre anfängliche Autarkie schmolz und ich sah die Furcht in ihr. Vermutlich war sie nur mein Spiegelbild. Während auch ich durch das materialisierte Chaos ging, bedachte ich: »Katastrophenwarnungen sind wie Reue: Immer zu spät!« Allerdings war mir nicht ganz klar, ob es in diesem Fall überhaupt eine vergleichbare Warnung gegeben hat oder gegeben haben könnte. Denn dabei sey auf die schrecklichen Bilder in meinen Augen verwiesen, die kein kontinuierliches Sterben zeigen, sondern in jeder Hinsicht ein rasches Ableben, wenn auch teilweise auf mysteriöse Gründe zurückzuführen.

\*\*\*

Da war der Eingang der Haupthalle. Durch die Verwüstung und meine blasse Erinnerung konnte ich nicht sagen, ob es jener war, durch den wir ins Hospital gelangt waren. Es schien jedoch so. Jedenfalls war er nicht so verstellt, als daß wir ihn nicht hätten zur Flucht nutzen können.

Ich sah jetzt auch die Außenwelt, und eine frische Brise zog uns entgegen. Sehr vorsichtig schritt ich über das zerbrochene Glas der Türen voran. Patricia hatte sich nunmehr an meinem Rücken festgeklammert. – Ich erinnere mich genau: Während ich mich darauf konzentrierte, alles mögliche der Umgebung (insbesondere Bewegungen und

Gerüche jeder Art) zu beobachten, kniff mir Patricia vor Angst in die Schultern und erinnerte mich an meine minder überhebliche Sterblichkeit. Aber auch ich selbst hatte Angst: Nur mit meinen Händen bewaffnet, wagte ich mich in eine mir fremd gewordene Welt vor. Und als ich hinaustrat, dachte ich: »Es ist eine dunkle Sonne, die uns alle knechtet und schindet.«

Der Himmel war grau, wie ich ihn zuletzt aus dem Laborfenster gesehen hatte. Aber jetzt erst fiel auf, daß er nicht von grauen Wolken behangen war, sondern grauem Dunst.

Menschen, die auf den Wegen, auf der Wiese, ja sogar am Steuer ihrer Autos sitzend, zeigten sich ebenso wie die im Krankenhaus. Nur die Leichen hier draußen hatten zusätzlich eine seltsam rötliche bis angeschwärzte Hautfärbung. Waren sie etwa durch radioaktiven Fallout verstrahlt und nun kontaminiert? Immer mehr schien sich die Hypothese eines Nuklearschlags bestätigt zu haben, und immer froher wurde ich, unseren Unterschlupf nicht zu früh verlassen zu haben. Wie man von der Verstrahlung weiß, ist es umso besser, je länger man sich von ihr distanziert und ihr Zeit gibt, zu zerfallen.

Die Landschaft der Natur wirkte unbetroffen: Bäume grünten, auf der Wiese bewegte sich Gras. Nur alles andere war verstummt. Soweit man blicken konnte, bewegte sich gar nichts. Kein Auto fuhr, keine Umherlaufenden, keine Geräusche außer dem Wind. Und dafür aber unzählige Leichen, die wie tot umgefallen auf Straßen und Plätzen lagen. Ihre Kleidung intakt, die Haut zumeist etwas mit verbrannten Haaren, manchmal unbetroffen. Aber allesamt so tot wie die Idee, auf dem Mond gäbe es Leben.

Tote Körper überall. Es würde Wochen dauern, bis alle

verwest wären!

Was aber war nun das Fazit unserer Beobachtungen? Waren aus diesen *spärlichen*, wenn auch nicht ignorierbaren Informationen zu schlußfolgern, wir wären die einzigen Überlebenden dieses nuklearen Gefechts? Sicher war, daß größere Tiere hierher wiederkehren würden – manche, um sich an den Kadavern zu laben. Sicher ist auch, daß die Verdunklung des Himmels irgendwann enden wird und wieder Sonnenlicht den Erdboden bestrahlt (unglaublich, sich vorzustellen, es würde über Wochen so finster bleiben!). Aber ist es auch sicher, daß wir niemals wieder einem Menschen begegnen, weil sie alle umgekommen sind? Vielleicht für eine Weile. Aber schließlich könnten wir gewiß Überlebenden begegnen – und nicht nur, weil es im Vergleich zu unserem abgeriegelten Labor sehr viel sicherere Orte auf der Welt gibt, an denen man einen nuklearen Offensiv-Schlag überleben würde!

Wie auch immer: Die Zukunft unserer drei Leben als auch das des ganzen Planeten waren höchst ungewiß. Man mag nie an Zufälle oder *das Ende der Welt* geglaubt haben. Aber wenn sie nun doch plötzlich eintraten, waren sie dann weniger real? Ich selbst hielt unsere Situation als Resultat der Überlegung, wie die Zukunft aussähe, für die finale Phase des Planeten, und ärgerte mich über die Sinnlosigkeit ihrer selbst: Es *kann nicht* sein, daß alle sechs Milliarden Menschen auf der Erde einstimmig beschließen, ihre Existenz durch Atomwaffen enden zu lassen! Es sind stets die energischen, unbesonnenen Wenigen, die aus Arroganz und Machtspiel nicht die Folgen auch nur einer einzigen Minute nach einer Nuklearexplosion bedenken. Überlegt man sich in dem Moment, als man *den Knopf* drückt, wie langfristig

die Verseuchung wäre? Welcher Schaden der globalen Vegetation und Fauna zugefügt werden würde, die – nunmehr unserem Willen gänzlich ausgeliefert – sowieso schon unter der Menschheit zu leiden hatte?

All das war nun egal, da geschehen.

\*\*\*

»Als wären sie vom Blitz getroffen worden«, dachte ich, während mir kein Detail der verstreut Umherliegenden entging: Männer und Frauen, Alte und Junge: Der Tod schien an diesem Tag keine bevorzugte Auswahl getroffen zu haben.

Wenn ich mir aber nun zu jedem einzelnen Toten moralisch im Klaren sein müßte, hätte das meine Verträglichkeit sicherlich überfordert. Ein Totengräber oder bereits ein Arzt, der Totenscheine ausstellt, darf schon von seiner grundlegenden Berufung her nie mehr Emotion zeigen als gnadenlose Professionalität. Alles andere würde einen solchen Menschen hoffnungslos überanstrengen. Und so versuchte auch ich mir vorzustellen, all die Toten seien mir so unsichtbar wie braunes, totes Laub, das im Herbst die Oberfläche bedeckt. Auch, wenn es analog anzusehen ist, kommt es einem doch bei jedem Hinsehen komisch vor, wie viele in scheinbar lebendiger Pose und überraschtem Sterben hier lagen.

Ich dachte auch an all die Kinofilme, die während meiner Jugendjahre gezeigt wurden und vom *Untergang der Menschheit* handelten: Durch Impakte, Virus-Epidemien, ja sogar Außerirdische und anormale Sonnen- und Geoaktivitäten! Und natürlich fragte ich mich angesichts der vielen Toten und uns wenigen Überlebenden, welche kataklystische Er-

scheinung sich denn nun tatsächlich ereignet habe. Daß solche, die von einem *Supervirus* befallen wurden, als gehirnlose, sich am Instinkt des Fressens orientierende Zombies wiederaufstehen, scheint angesichts der beobachteten Tatsachen Quatsch zu sein und für meinen Geschmack auch viel zu unlogisch. Schließlich ist die Bewegung eines *Zombies* eine mechanische Bewegung, die biochemische Muskelenergie benötigt, die von totem Gewebe nun mal nicht erzeugt werden kann – ob der Organismus zuvor von einem Virus befallen wurde oder nicht!

Aber wohin nun? Was ist zu tun? Wer ist noch anzutreffen? Sind unsere Familien tot? An dieser Stelle könnte durchaus ein neues Kapitel beginnen, denn für unsere Leben war es nichts anderes. Dabei sey anzumerken, daß es kein neues Lebenskapitel geben kann, wenn man sich am Ende des Lebens (des allgemeinen, menschlichen Lebens) befindet.

Wie geht man vor für ein Szenario, das noch niemand bestanden oder gar überlebt hat, um davon zu berichten? Es gibt wohl kein Buch, in keiner Bibliothek der Welt, das sich mit dem Überleben eines globalen Holocaust beschäftigt. Und ich spreche hier von realistischen Erfahrungen, und keiner fiktiven Geschichte! In weiterführender, epischer Ironie hoffe ich, daß meine Aufzeichnung die Erste ihrer Art sein wird. Für wen auch immer.

\*\*\*

Meine Stimmung war sichtlich am Boden: Ich sah all die Toten. Die unschuldigen Toten. Aber Tote sind eigentlich immer schuldig. Unschuldig sind nur Säuglinge. Tote Säuglinge sind nicht tot (demnach schuldig), sondern im Falle



des Unbelebtheits sind sie gemäß der Definition *unschuldig, befriedet*.

Säuglinge, die *befriedet* waren, sah ich auf Anhieb nicht. Aber alle anderen Altersstufen. Dabei betrauerte mich nicht deren Anblick oder das Wissen, *wie* tot sie waren, sondern daß meine eigentliche Gefährtin auch in dieses Altersspektrum fällt. Sie, die mit Sicherheit wohl nicht tot, sondern durch ihre Unschuld ebenfalls *befriedet* sey.

Atmung und Puls stiegen in mir an, ich haßte alles. Die Wut auf das Unsichtbare schien überwältigend, der Zorn akut. Aber wogegen war all die Gewalt zu richten? Mir schien, als hätte ich sie bereits entflammt und all die Toten seien Folge davon.

Patricia ging zum nahe gelegenen Parkplatz und wick immer wieder Trümmern aus. Die Stille um uns herum ließ mir immer noch alles wie erträumt, in jedem Fall aber surreal vorkommen. Sie ging geradewegs auf ein Taxi zu (ich weiß noch, wie ich dachte, daß mit diesen verdammten Dingen meine Geschichte begann), das mit laufendem Motor in der Einfahrt auf dem Weg zur nächstgrößeren Straße stand. Der Fahrer saß am Steuer, aber es schien nicht so, als sey er in Panik geflohen – er war einfach nur tot! Noch bevor ich meine Idee veräußern konnte, das intakte Fahrzeug zur eigenen Fortbewegung zu nutzen, griff Patricia durch die offene Scheibe unter das Lenkrad (und an dem Toten vorbei) und stellte mit einem Schlüsseldreh den Motor aus. Die Nuklearwaffe schien in keiner großen Höhe gezündet worden zu sein, denn sonst hätte der elektromagnetische Puls das Fahrzeug lahmgelegt.

Etwas erschrocken war ich herangetreten und sah sie an – und sie mich, als wollte sie die Feststellung machen:

»Klar wolltest du Auto fahren. Aber wohin schon?« Und sie hatte recht. Ich wußte keinen Ort, an dem ich mir meines Zusammenhalts sicherer war als hier auf meinen eigenen Füßen.

Dann fiel mir etwas ein, und griff dem Taxifahrer in die Taschen, bis ich sein Mobiltelefon fand. Möglicherweise hatte man inzwischen einen Teil des Kommunikationsnetzes repariert! Doch sein Akku war so leer wie der von Patricia. Ich mußte zwei weitere Leute filzen, ehe ich ein Mobiltelefon fand, das sich in Betrieb setzen ließ. Aber wie befürchtet, war keine einzige Nummer zu erreichen: Weder Polizei, noch Rettungsdienste, Freunde, Familie, alle weg. Es ist fast unvorstellbar, wie verlassen man sich dabei vorkommen muß! Aber waren sie auch alle an der atomaren Explosion gestorben?

»Vielleicht sollten wir zusehen, daß wir etwas zu essen bekommen?!« rief ich ihr deprimiert zu. – Sie nickte. Das Kind aber schlief.

## 4 Die Leere und der Streiter

Ganz in der Nähe war, so wußte ich noch, ein Supermarkt gelegen, denn den hatte ich auf der Herfahrt mit dem Taxi vor Tagen am Straßenrand unmittelbar in Sichtweite des Krankenhauses erblickt. Ganz und gar gespenstisch war der Weg dorthin: Wenn sich in einer Großstadt rein gar nichts bewegt, bis auf das, das die Natur sowieso unsterblich hält, wirkt es überaus gruselig und befremdend, die vorgegebenen Wege zu beschreiten! All das erinnerte mich an die Momente, wenn ich nachts nach einem Spätfilm mit dem Auto nach

Hause fuhr, und keinem anderen auf der Straße begegnete: Extrem wenig Verkehr, keine Passanten oder Straßenbahnen. Selbst die sonst so begehrten Plätze und reich betretenen Straßen-Cafés blieben leer. Nun muß man sich diese gesellschaftliche Einöde zur Tageszeit vorstellen. Und mit der Veränderung, daß die Einwohner nicht friedlich in ihren Betten schlafen, sondern tot sind.

Was aber war es wirklich, das sie umbrachte? Ein Nervengift? Die atomare Explosion selbst? Warum aber lagen sie dann so *unbeschädigt* da, als seien sie lediglich umgefallen? Als sey ihnen ohne Motivation oder Zwang aufgetragen worden, augenblicklich zu sterben!? Jeder weitere Schritt in Richtung Supermarkt und jeder neu entdeckte Leichnam schaffte mehr Verwirrung, die aber auf nur eine Gewißheit hindeutete – unerklärlich und unbegreiflich.

Ich schaute mich um und stellte fest, daß nicht eine Scheibe an irgendeinem sichtbaren Haus zerbrochen war – außer jene am Hospital natürlich. Da es einige schwer beschädigte Gebäude in unmittelbarer Nähe zum Krankenhaus gab (wie ich erst jetzt sah), vermutete ich den gezielten Abwurf einer Bombe, die nur relativ begrenzt Schaden angerichtet hatte. Das aber erklärte trotzdem nicht, daß überall, also auch in großer Entfernung vom Einschlagpunkt und in einer gänzlich unbeteiligten Haltung, Körper umherlagen.

Erst war es mir gar nicht so aufgefallen. Doch dann begann es stärker zu riechen, und ich bemerkte, daß es weder mein eigener Schweiß, noch meine Tage alte Kleidung gewesen war, die mir die Übelkeit in den Rachen trieb. Es mußten wohl die verwesenden Körper sein! Patricia schaute mich wortlos an, da sie ebenfalls den ekeligen Geruch wahrgenommen hatte.

»Ist nicht anzunehmen«, sprach sie mir in ernster Stimme zu: »daß akute Seuchengefahr besteht?« – Ich nickte stumm: »Aber selbst, wenn mehr als nur wir überlebt hätten ... «

»Das haben bestimmt mehrere überstanden!« fuhr sie mich an: »Da bin ich völlig sicher!«

Ich sah mich um, und erfaßte nur Unverständnis: Wie kann man derartig davon überzeugt sein, es haben noch Weitere überlebt, wenn wir inmitten eines Feldes voller Leichen stehen, und seit Tagen keinen Lebendigen mehr gesehen haben?

Mit einem verkrampften und nicht minder beschwichtigenden Mienenspiel fuhr ich fort: »Ich wollte sagen, daß – selbst, wenn wir mehrere wären – es ein aussichtsloses Unterfangen sey, zu versuchen, diese Hunderten von Toten zu begraben! Es sind einfach zu viele! Die logische Reaktion wäre, uns zu nehmen, was wir brauchen und eine Leichenfreie Region aufzusuchen, bis die Natur dieses Problem für uns gelöst hat. — Was? Warum weint der Säugling?« – Das Kind schrie, und erstmalig in meinem Leben erfuhr ich, wie ein Schrei über eine total schweigsame Ebene voller Toter hallte.

»Sie hat Hunger«, registrierte sie etwas hilflos und erschießen auch Hilfe zu erwarten.

»Säuge sie doch!«

»Hier?«

(Da hatte sie wohl recht: Eine gespenstischere Umgebung für so eine Aktivität ließe sich wohl kaum noch einmal finden!)

Am Schultergürtel angepackt, führte ich sie vorwärts, während sie das Kind trug: »Also gut. Komm erst mal mit in den Supermarkt.«

Die Zahl der Leichen schien sich zu mehren, je näher wir dem Geschäft kamen. Überall Tote: Alte, Kinder, Trainierte. Was auch immer tödlich wirkte, machte keinen Unterschied. Waren wir demnach etwas Besonderes?

Während ich vorsichtig in die Reihen mit den Waren einschnitt, hatte sich Patricia auf eine Flaschenkiste, die ein *Opfer* fallengelassen hatte, gesetzt und säugte das Mädchen. Ein erschreckender Anblick, wie sie dasaß, und das Laub zwischen ihren Beinen umherwehte, während sie ihr Antlitz behutsam dem Kind zugeneigt hatte.

Mein Lauf durch die freien Regale (es war, abgesehen von den Leichen, als wäre ich am Wochenende hier eingebrochen und könnte mich nun verlustieren) brachte alte Erinnerungen hervor: Manchmal fuhr ich abends nach Vorlesungen noch in einen Supermarkt, um etwas für mein hungriges Befinden einzukaufen. Auch dabei bemerkte ich stets diese Unentschlossenheit, zwischen all den Produkten wählen zu müssen. Nur hier mußte ich tatsächlich einmal nach Überlebensnotwendigkeit entscheiden, was ich in gewisser Hinsicht auch etwas aufregend fand.

Ein Toter, der unmittelbar vor mir am Tütensuppen-Regal im Gang lag, trug einen Rucksack, den ich ihm abnahm. Sein Alter erinnerte an das Meine, und ich fühlte mich bewegt, ihn umzudrehen, um sein Gesicht zu sehen; dann schreckte ich aber doch davor zurück, und riß ihm nur das Gepäck vom Rücken, öffnete alle Verschlüsse und schüttete den Inhalt auf den Boden. Dann steckte ich alles ein, das ich für brauchbar hielt: Vorrangig zwar Wasser, aber auch Streichhölzer, Zahnbürsten, Vitamintabletten, Verbands-

zeug (was der geringe Umfang hergab), Dosenbohnen, Haferflocken, Mehl, Salz und getrocknetes Gemüse.

Inzwischen war auch Patricia durch die Gänge vorangeschritten und hatte sich eine große Tasche umgehängt, die sie wohl – mich imitierend – jemanden abgenommen hatte. Ich kam auf sie zu und sah noch, wie sie etwas Babynahrung einsteckte, dann zur Kleidungsgrabbelkiste ging, um dort etwas zum Anziehen für ihr Kind zu finden. Leider stellte sie etwas unzufrieden fest, daß es nichts Passendes gab, also blieb das Kind vorerst in die Decke eingewickelt. Wortlos tat sie wie ich, und steckte vernünftig alles Brauchbare ein. Angefangen von einem Pullover, über eine Taschenlampe und das Küchenmesser im Angebot, bis hin zu Aluminiumfolie und Bindfaden. Ich fand ihr Verhalten sehr löblich.

Bei Getränken angekommen, überlegte sie wohl, auch Bier einzustecken, aber ich sprang hinzu und hielt sie mit der Begründung ab, daß Bier zu nichts nütze ist. Stattdessen füllten wir den restlichen Stauraum mit Trinkwasser auf. Als sie mich fragte, weshalb wir in einer Stadt voller Geschäfte und Wohnungen mit Wasserleitungen extra Wasser mitzuschleppen hätten, antwortete ich ihr, daß ich beim Militär gelernt hatte, daß nach einem nuklearen Anschlag und der folgenden Verstrahlung (wovon hier vorsichtiger Weise ausgegangen werden mußte) das Oberflächenwasser nicht getrunken werden darf, was gleichzeitig implizierte, daß – da unser mitgeführter Vorrat nicht ewig ausreichte – wir uns nach Wasserreinigungsfiltern aus Outdoor-Shops umsehen sollten.

Die vollgepackten Taschen abgestellt, nahmen wir uns Zeit, uns unsere eigenen Mägen zu füllen: Das Fleisch im Kühlfach rührten wir nicht an, da seit Tagen die Kühlung

außer Funktion war. Ebenso waren Backwaren ungenießbar hart geworden. Mir selbst öffnete ich mühevoll eine Dose Erbsen, und auch Patricia gierte nach dem Inhalt von eingedosten Früchten. Außerdem stopfte ich mich mit Schokolade voll (wegen der Kalorien), verzichtete aber auch nicht auf Cornflakes und eingelegte Kirschen. Danach sahen wir zu, diesen Ort schnellstens zu verlassen.

Das Äußere betreten, erschlug uns erneut die Wirklichkeit: Eine ganze Welt der Einsamkeit, die nur uns verschont hatte. Religiös war ich nicht, aber was käme dem an Beschreibung näher als die totale Apokalypse? Eine Katastrophe, so gut sie für diesen Planeten gewesen sein mochte, auf die niemand vorbereitet war.

»Was nun? Was soll nun geschehen?« jammerte sie und sah bei diesem hoffnungslosen Bild keinen Ausweg.

»Verzweifle nicht! Wenn wir nur vorsichtig und Schritt für Schritt vorgehen, wird uns die Lösung aus diesem Dilemma schon zufallen!«

»Lösung? Was für eine Lösung?« schrie sie unter Tränen, und ließ die Tasche fallen. Auch ihr Kind weinte nun: »Wenn du die Zeit nicht zurückdrehen kannst, wirst du überhaupt keine Lösung präsentieren können! Die Welt ist ... untergegangen – wie man so oft im Scherz sagte. Und nun ... ist es tatsächlich passiert. Wie surreal!«

\*\*\*

Ich spürte, daß sie gleich durchdrehen mußte, auch wenn sie recht hatte: Was geschehen war, ist geschehen. Daran werde ich niemals etwas ändern können. Das uns bekannte Dasein mit dem damit verbundenem, uns gewohnten Lebensstil

ist vorüber. Eine neue Existenz hat begonnen, auch wenn sie (noch) auf kargen und toten Boden siedelte. – Nur war es so, als könnte ich mich viel eher damit abfinden, als sie. Natürlich befand ich es auch als traurig, vermutlich alle, die ich gerne einmal um mich herum hatte, verloren zu haben. Mein Heim, meine Arbeit, meine Zukunft.

Es hallt ein Schrei durch die finstere Nacht. Er stammt von mir, und könnte in jeder Hinsicht nur von mir stammen, denn er war ehrlich. Anfangs hielt ich nur meinen Kopf fest, krallte in mein Haar, während alle anderen heftig feierten und niemand meinen Kopfschmerz bemerkte. Dieser Kopfschmerz!

Dann jedoch bemerkte es jemand und kam auf mich zu. Als sie mich Statue berühren wollte, schrie ich auf, als sägte man mir die Hände ab. – Daran kann ich mich noch erinnern. Alles Weitere entstammt den gefürchteten Aussagen jener, die erlebten, was mir widerfuhr: Wie vom Teufel besessen soll ich aufgesprungen sein und hätte mich gewälzt vor unerträglichen Schmerzen. Niemand hatte gewagt, mir nahezukommen, da ich ziellos um mich schlug und von Rage erfüllt, noch immer beidhändig meinen Kopf zusammendrückend, der zu explodieren drohte. Erst nachdem ich ohnmächtig geworden war, beruhigte sich mein Körper wieder. Zwar hatte ich meinen Freunden die Grillparty verdorben, dafür aber überlebt. Irgendetwas ist damals in meinem Kopf geschehen. Nur verstanden habe ich



es damals nicht.

Ob es mir vererbt wurde, oder ich mir es im Laufe meines Lebens geholt hatte, war nicht wichtig. Nur, daß mir einfiel, es könnte eine mögliche Quelle für diese Halluzinationen sein. Warum aber schmerzten dann die Kratzer an meinem Arm, oder roch die Luft nach Verbranntem und Totem?

»Ich schlage dir Folgendes vor: Wir werden uns in die Innenstadt begeben und uns dort schützende und resistente Kleidung besorgen. Ich kenne da einige Läden. Und dabei werden wir uns gleichzeitig mit Material eindecken, das zum Überleben hilfreich wäre. Drittens suchen wir nach ... Überlebenden.« – Ich zögerte. Vermutlich, da ich selbst nicht so ganz daran glaubte, was ich aussagte. Aber Patricia widersprach nicht, also nahm ich dies als Zusage.

Das Erste, das ich zu tun pflegte, war, mich nach einem funktionstüchtigen Automobil umzusehen. Die meisten in Sichtweite befindlichen Fahrzeuge parkten, aber zwei oder drei standen mit laufendem Motor vor einem Hindernis. Beispielsweise hatte sich ein Kleinwagen vor einer Mauer festgefahren und der Motor lief noch. Am Steuer saß eine mittelalte Frau, deren Gesicht nur jenen entsetzlichen Todesausdruck widerspiegelte, der uns schon so oft begegnet war. Erst wollten wir dieses Auto nehmen, aber Patricia bemerkte beim Einsteigen, daß der Tank so gut wie leer war, indem ihr der Zeiger auf der Tankuhr auffiel. Natürlich war dies verständlich, da der Motor wohl schon Tage lang in Betrieb gewesen ist. Also blieb uns nur übrig, den Motor auszustellen, und die Tote ihrem Schicksal zu überlassen.

Auch bei zwei weiteren potentiellen Autos konnten wir nur den Motor abstellen, da deren Tank fast leer war. Ich dachte bei mir, daß – falls wir uns per Automobil zukünftig durch die Welt bewegen wollten – wir uns eine Möglichkeit ersinnen sollten, die Treibstoff-Reservoirs anderer Wagen anzupapfen, um stets genügend Benzin zur Verfügung zu wissen. Und natürlich waren wir uns ebenso im Klaren darüber, wie zwecklos die Tätigkeit war, laufende Motoren von Kraftfahrzeugen im allgemeinen abzustellen, da deren Benzinreserve die Laufzeit sowieso begrenzte. Aber es war doch die Verbundenheit zur Natur und das Wissen, daß die Erde in den zukünftigen Jahren noch genug zu tun habe, die uns dazu bewegten, nicht blind an lösbaren Problemen vorüberzugehen.

Als Patricia auf der Suche nach einem geeigneten Fahrzeug durch die Reihen von Autos am Straßenrand ging, bemerkte sie einen toten Mann, der bewegungsunfähig wie er war, auf dem Lenkrad eines nicht gestarteten Autos hing. Natürlich hätte genau das passiert sein können, von dem ich zuvor sprach: Daß dem betriebenen Motor einfach der Treibstoff ausging. Aber wie Patricia richtig sah, hielt der Tote sogar noch den Autoschlüssel in einer Hand, was gleichzeitig implizierte, daß er noch gar nicht losgefahren ist, es aber vorhatte; oder gerade zum Stehen kam, als ihn der Tod ereilte. Jedenfalls war es genau das, was wir brauchten: Autoschlüssel und ein ausreichend gefüllter Tank. Ich zog den Mann aus dem Auto, nachdem ich den Rucksack und ihre Tasche auf dem Rücksitz verstaut hatte, und nahm dem Toten die Schlüssel aus der Hand. Dann startete ich den Wagen und wir fuhren los.

Anfangs ging die Fahrt recht schnell voran: Ich kannte den Weg und war stark motiviert, mein Ziel zu erreichen. Nach einigen Minuten jedoch mußte ich einer sich verdichtenden Anzahl an stehengebliebenen Autos ausweichen, ggf. auch über Bereiche, die außerhalb der Fahrbahn lagen. Es gab praktisch keine Himmelsrichtung oder Weite, in der keine leblosen Körper verstreut waren: In fast jedem Auto, daneben; massenhaft in Bahnen, an Haltestellen, an Hauseingängen, Auffahrten, Rasenstücken. Überall. Dazu kam nur ein seichter Wind und das Geräusch von vom Wind bewegter Gegenstände: Papier über Gehwege, eine Wippe setzte und stieß abwechselnd auf (wenngleich die Kinder danebenlagen), und auch das Knarren irgendeines Bleches. Wären die Leichen nicht gewesen, hätte man sich einbilden können, man wäre auf diesem Planeten *vergessen* worden – weshalb auch immer. Aber da wir sahen, daß die anderen Menschen nicht weg waren, sondern schon seit Tagen tot, war es umso gruseliger.

Während ich stets Hindernisse umfuhr, suchte Patricia mit dem Autoradio alle einstellbaren Frequenzen ab. Bis auf ein Rauschen oder permanentes Tuten ließ sich aber nichts finden.

Wir näherten uns bald schon dem Innenstadtbereich. Wie zu erwarten, lagen die Toten hier noch dichter gedrängt: An Orten des täglichen Kommens und Gehens – so als seien alle Einwohner der Stadt ohne Vorwarnung plötzlich tot umgefallen, und waren sie auch gerade noch bei ihren alltäglichen Beschäftigungen. Und wie in einem guten Alptraum stellte man sich die Frage, womit man es verdient habe, mit

derart Schrecklichem konfrontiert werden zu müssen. Was machte einen zum Auserwählten?

Das hier war nicht so, als ob man der Gewinner beim Lotto wäre! Wenn eine ganze Stadt stirbt und man selber ist einer von *zwei* Überlebenden, ist das gewiß nicht Lotto! Zumal ich überhaupt nicht Lotto spielte!

Da jegliches Strafsystem funktions- und sinnlos geworden war, fuhr ich mit dem Wagen in Bereiche, in die ich unter normalen Umständen nicht hineingedurft hätte. Dabei mußte ich voller Demut auch ab und zu einige Körper überrollen, um im Schrittempo voranzukommen. Patricia verschloß dabei beklemmend die Augen und stieß alles, das ihr zu anormal erschien, von sich. Das war im Moment ... alles. Ich wollte ihre Fassungslosigkeit nachempfinden, wußte aber durch anders fundierte Motivation, daß wir sterben würden, falls ich mich ablenken ließe und reine Angst über mich käme.

Weil ich die genaue Adresse des Outdoor-Shops kannte, fuhr ich direkt bis vor die Tür. Wir stiegen aus und schauten uns um. Es war, als würde man des Nachts auf der Lauer liegen, auf etwas warten und dabei hoffen, nicht entdeckt zu werden. All die universelle Stille um uns herum ...

Als erstes betrat ich das Geschäft. Patricia folgte mir mit vorsichtigen Schritten. Sie sah sich wohl öfter um, als sie auf ihren eigentlichen Weg achtete, aber das war in Ordnung so. Neben zwei männlichen Toten fielen mir auch die regungslosen Körper von drei jungen Frauen auf, die zwischen den Regalen zusammengefallen waren. Gestohlen habe ich feste Schuhe in meiner Größe, eine Jacke, zwei Jagdmesser aus einer Vitrine sowie ein GPS-Gerät. Dazu Batterien und zu meinem Glück fand ich auch eine Filtervorrichtung für un-

geklärtes Wasser. Auch eine Packung Verbandszeug, einen Schlafsack, und ein Kletterseil mit Karabinern steckte ich notfalls ein.

Erst, als wir den Laden nach erfolgreicher Plünderung wieder verließen, fiel uns auf, daß kein einziges Gebäude der Innenstadt beschädigt war; wir hatten wohl bislang nicht darauf geachtet! Jedenfalls ergab sich damit die Negierung unserer Theorie, eine nukleare Waffe sey über dieser Stadt niedergegangen. Und es bestätigte die Annahme, daß das Hospital, von dem wir kamen, ein ausgewähltes Ziel sey und nicht Kollateralschaden. Allerdings erzeugte diese Beobachtung auch die Unbefriedigung, den Tod so vieler Menschen nicht schlüssig erklären zu können.

Wieder besonnen, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf eine Drogerie, zu der ich mir vorstellte, daß mehr Vitamintabletten darin zu finden seien. So stürmte ich los, riß die Ladentür auf und schritt hastig zwischen den Regalen und Toten umher, griff mir dann die gefundenen Röhrchen mit Misch-Tabletten, die laut Aufschrift alle möglichen Vitamine und Mineralstoffe enthalten sollten, und verließ das Geschäft. Mein Herz – wengleich keiner bedeutenden Anstrengung ausgesetzt – klopfte unerhört laut. Scheinbar konnte und wollte ich keine Toten mehr sehen: All diese erschrockenen Gesichter, denen ich anfangs so lässig und höchst professionell begegnet war, riefen in mir nun das hervor, an dem Patricia schon die ganze Zeit litt. Wir mußten aus dieser toten Stadt raus!

Zuvor aber wollte ich noch etwas erledigt wissen: Sollten wir es tatsächlich mit einer nuklearen Verstrahlung zu tun haben, hielt ich es für besser, Jod-Präparate aus der Apotheke zu besorgen, um dem Schilddrüsenkrebs vorzubeugen.

Ich kannte tatsächlich eine Apotheke in der Nähe und ging dorthin – alleine. Die Ernüchterung erfolgte aber kurz nach Betreten, als ich das Jod in keiner der unübersichtlichen Schubladen zu finden vermochte. Man mußte wohl ein Fachmann sein, um sich durch die merkwürdigen Abkürzungen an den Schubladen zum Jod durchzurätseln! Frustriert stahl ich stattdessen noch Traubenzucker-Bonbons und -Päckchen, und stopfte mir damit alle Taschen voll. Vor der Apotheke wartete indes Patricia – sie war wohl dem Fluchen gefolgt und stand mir nun mit traurigem Blick gegenüber. Sie wollte wohl dasselbe wie ich: Aus dem Stadtkern – der höchsten Konzentration an Leichen – raus.

## 5 Zukunftsfindige Angst

Oft verbreitet sich rasend schnell die Meinung, es sey geradezu Zauberei, wie das Leben sich ergibt und insbesondere die Liebe sich findet. Ich aber will gesagt haben, daß gerade letztes etwas ist, das determinierter nicht sein kann. Daß man nur die Liebe – um es so offen jetzt auszusprechen – von *derart unsagbarer* Machart gestaltet, gezeichnet und geprägt ist, wie kein anderer Glaubensvorschub unserer Zeit.

Das, und nichts anderes, ist es gewesen, das mich und meine Gefährtin damals zusammenführte, und bedingte, wie sehr wir uns zu lieben haben. Eventuell wollte ich mit ihr später einmal Kinder haben. Aber mit dieser Zukunft? Der weitere Ablauf meines Lebens ist höchst zweifelhaft. Und erst jetzt neige ich dazu, auch Gedanken jenen zukommen zu lassen, die bislang meiner großzügigen, da dem Über-

leben zugewiesenen Beachtung entfallen sind: Um genau zu sprechen – jene, die mir in meinem vorherigen *normalen* Leben alles und noch viel mehr darüber hinaus bedeutet hat: Filea.

\*\*\*

Filea, die ich vor vielen Jahren erstmals auf einem Kongreß über Naturschutz kennengelernt habe, ist ein Mysterium, denn theoretisch wäre ich ihr nie begegnet: Für mich ungewöhnlich, begab ich mich in eine fremde Stadt, um freiwillig dort teilzunehmen – an besagter Veranstaltung. Sie saß am Eingang und verdiente sich – selbst im studentischen Lebensstandart – Geld dazu. Genausogut hätte ich den zweiten Eingang nehmen können, wäre direkt in einen der Vortragssäle gegangen und am Ende wieder heimgefahren. Und *ihr* wäre ich nie begegnet. Aber bereits nach dem ersten gemeinsamen Treffen zum Nachmittagstee wußte ich, niemals wieder eine andere Wahl treffen zu müssen. Denn es verhält sich so, daß man im Leben nur *eine* grundsätzliche Wahl zu treffen hat (nämlich die *vorherbestimmte Wahl* der großen Liebe im Leben), auch wenn man glaubt, man würde sich täglich viele Male für irgendwelche Belanglosigkeiten entscheiden.

Zumindest vor Tagen war es noch so gewesen, daß Filea am Rande eines Industriegebietes, weitab vom Stadtzentrum, wohnte. Auch, wenn sich eine Hälfte in mir der Hoffnung dargab, die Entfernung zum Kern der Verwüstung könnte sie verschont haben, bewies mir die andere Hälfte meines Seins mit Argumenten unbestechlicher Logik und auf Grundlage gespeicherter Erinnerungen, daß es Blödsinn sey, dies zu hoffen. Denn wer nicht hofft, kann nicht

enttäuscht werden! Trotzdem ist es gerade in dieser sehr persönlichen Angelegenheit sehr schwierig, den Tatsachen so gefühllos zu begegnen, wie ich es begehrt.

Der Wunsch, Filea zu suchen, gewann Überhand. Auch, wenn man erwartet hätte, ich würde gleich nach der Katastrophe an ihr Wohlergehen denken, handelt man unbewußt dennoch dergestalt, daß man sich zuerst auf sein eigenes Überleben konzentriert, und die Sorgen über Geliebte zurückgestellt werden (sofern sie nicht unmittelbar anwesend sind). Die Größe des Zeitraumes, *bis* ich wieder an Filea denken konnte, ist wohl der Schwere der Katastrophe angemessen und gerechtfertigt gewesen.

\*\*\*

Würde es Patricia verstehen, wenn ich so egoistisch bin und zuerst an meine Angedachten denke, um sie aufzusuchen? Würde etwas (gerade durch diese Tat) Patricia und ihrem Kind passieren, trüge nur ich die Schuld. Mich von Filea abwenden konnte ich dennoch nicht. Also schlug ich den Weg aus der Stadt zu ihrer Adresse ein. Anders, als ich erwartet hatte, zeigte Patricia sofort Verständnis für mein Handeln. Fast so, als wäre sie auch ihr vertraut! Oder es war nur übertragene Emanzipation für jemanden, der auch mir wichtig war.

Lange fuhren wir nicht, unterquerten einen Tunnel, rechts und links an stehenden Autos vorbei, bis hin in die einsamste Ecke der Stadt. Zu meinem großen Schrecken aber, und noch nicht einmal zwei Kilometer an Fileas Wohnort ange nähert, wurden enorme Schäden an Gebäuden, Straßen und Umland ersichtlich. Irgendwann konnte ich nicht einmal



mehr die Straße befahren, da das Auto sonst in irgendwelchen Erdrissen steckengeblieben wäre. Auch die Bäume waren hier anders als in der Stadt: Nicht so unberührt, sondern entwurzelt, geknickt, zerrissen. Und natürlich lagen auch zwei oder drei Tote umher, die mir mittlerweile nicht mehr nahegingen.

Was ich aber noch sah, war in der Entfernung gelegen: Was mir hier schon wie totale Zerstörung vorkam, steigerte sich in Richtung ihres Hauses und endete in einem Berg aus Trümmern. Die ehemaligen Wohnhäuser und alles mir Bekannte darum waren nicht mehr. Wie meine Hoffnung, war alles, das ich so geliebt hatte – weg.

Ein paar Sekunden konnte ich mich beherrschen, dann begann ich zu weinen. Bevor ich meinen Kopf auf Patricias Schulter ablegte, erkannte ich die Fassungslosigkeit auch in ihrem Gesicht. Und im Wimmern rezitierte ich etwas, daß ich allein für Filea sprach:

»Ich empfinde tiefste Sehnsucht zu dir, wenn ich an dich glaube und mir vorstelle, wie dein feiner Atem meine Nüstern streift, wie dein zaudern Haar durch mein Gesicht zieht, wie deine lieblichen Blicke meine Augen erfreuen, wie deine geflüsterten Worte meine Ohren erhellen und wie das Gespiel deiner graziösen Bewegungen mein Gemüt umtanzt. Doch wünsche ich mir so sehr, daß du jetzt bei mir wärst, denn es wäre sehr töricht von mir, eine Zeit ohne meine Liebe – dich – zu beginnen, denn ohne dich ist es hier wie im Gefängnis, wie im Arrest, wie eine Aussperrung meiner Seele, daß es wahrhaftig nicht

richtig war, dich daheim zu lassen und ich hoffe,  
du kannst mir verzeihen.«

Minuten, nachdem der Schmerz überwunden worden war, blickte ich auf die Ruinen, dann in das Gesicht des Säuglings, der indes im Schläfe gar nichts von all dem mitbekommen hatte, und schließlich auf Patricias Haar. – In ihr Gesicht wollte ich aus Scham jetzt nicht schauen, wenngleich ich durch meine beweinte Trauer das Peinlichste in mir preisgegeben hatte.

Wie genau das überwältigende Unglück hier geschehen war, wollte ich nicht ausführlich wissen. Es hätte sowieso niemanden gegeben, der das für mich rekonstruiert hätte. (Das hier war nicht so, als würde man aus einem brennenden Flugzeugwrack klettern und eine halbe Stunde später seien die Rettungskräfte eingetroffen! Vielmehr war es so, daß gar niemand mehr erschien, um dir zu helfen!)

Zwar sagte Patricia zum Trost noch zu mir: »Träume sind das Wichtigste. Denn sie halten einen auch dann noch zuverlässig am Leben, wenn alles andere bereits versagt hat.« Aber durch den Tod Fileas hielt mich nun gar nichts mehr hier in der Stadt.

## 6 Die Belehrung

Es wird wohl gegen Abend gewesen sein, als wir auf der Straße unterwegs waren. Nur Stunden nach diesem für uns schrecklichsten aller Geschehnisse – dem Verlust von Heimat und Geliebten –, hatten wir uns entschieden, all dem zu entrinnen. Endlos fuhren wir in die Weite, auf der Suche

nach eventuellen Überlebenden und uns selbst. Es war geradezu unbegreiflich für uns, daß diese Katastrophe keine anderen außer uns überlebt haben sollten. Denn wir waren alles andere als *ausgewählt*.

Wenn wir Hunger spürten, aßen wir vom Vorrat; tankten bei leerem Tank und schliefen in der Nacht im Auto, eingehüllt in den Schlafsack oder die Jacken, die wir gestohlen hatten. Diesen Ablauf hielten wir noch einen ganzen weiteren Tag durch und es geschah nichts anderes, als daß wir über leergefegte Straßen haltlos weiterfuhren. Wir wußten kein Ziel und jeder Plan, ja sogar jeder Ansatz für eine erste Idee eines Planes schienen so vollkommen sinnlos, und entsprechend unendlich zwecklos, da keiner von uns wußte, worauf ein solcher Plan hinauslaufen sollte. Denn all das, was wir uns in unserem persönlichen Leben vorgenommen hatten, war nun egal. – Was nun?

In dieser zweiten Nacht unserer *sinnlosen Reise* fuhr ich schnell auf einer breiten Landstraße. Natürlich verspürte ich Müdigkeit (wie auch Patricia, die sie allerdings bereits in den Schlaf gezwungen hatte), aber wollte gleichzeitig auch fahren. Das ebenfalls schlafende Kind hielt sie im Arm und wiegte es an ihrem Körper. Die hellen Lichtkegel in der unbeleuchteten Nacht warnten nur ab und zu vor stehengebliebenen oder verunglückten Wagen, denen ich mühelos auswich. Manchmal fuhr ich langsamer daran vorbei, um die Insassen zu sehen: Sie alle saßen wie schlafend am Lenkrad, als hätten sie überhaupt nicht versucht, den Wagen zu verlassen! Und noch immer war völlig rätselhaft, was sie alle so schnell und so weit entfernt voneinander umgebracht hatte – und uns nicht!

Irgendwann fiel mir auf, daß der Anschnallgurt sich zu

tief in Patricias Bauch eingeschnitten haben könnte und wollte ihn behutsam mit der rechten Hand lockern, ohne sie zu wecken. Kaum war ich aber ein paar Sekunden bei der Arbeit, schnellte ihre freie Hand wie im Reflex auf meine und hielt sie fest. Da sie die Augen weiterhin verschlossen hielt, war ich mir nicht sicher, ob sie es unbewußt oder bewußt getan hatte. Wie auch immer es war – es bewegte mich dazu, die Kupplung zu lösen, und den Wagen ausrollen zu lassen, bis er irgendwo im Niemandsland auf einer höchst einsamen Straße zum Stehen kam. Ich stellte auch den Motor ab, löschte die hellen Kegellichter und kurbelte die Scheiben hoch, ehe ich die Türsperre zum Schließen eindrückte. Auch, wenn dies aufgrund der globalen Einsamkeit völlig nutzlos gewesen sein mag, suggerierte es meiner noch in der Anpassung befindlichen Angst Sicherheit.

Ich starrte durch die Frontscheibe in die finsterste Nacht meines Lebens, von der ich keinen gütigen, geschenkten Traum erwartete, und erinnerte mich im Halbschlaf stattdessen an das, was mir Patricia am vergangenen Nachmittag erzählt hatte: Daß sie Verwandte in Kanada hätte, und niemals Urlaub gemacht habe. Neben ihrer Schüchternheit waren mir außerdem die unlackierten Nägel aufgefallen, die mich auf jeden Fall zu einem Vorurteil geführt hätten. Auch das Fehlen jeglicher Form von Schminke und die gemeinen Schuhe aus Naturleder erinnerten verstärkt an Filea, denn all das stimmte mit ihr überein. Aber war ich nun laut Interpretationsgesetz nur voreilig über die Trauer zu Filea hinweggekommen, um meine Aufmerksamkeit auf meine Beifahrerin zu lenken . . . , oder projizierte ich aus erhabener Trauer ihre sinnbildlichen und eigenspezifischen Eigenschaften auf sie? Leider konnte ich mir diese Frage nicht zu

Ende Stellen, denn ich schlief rasch im Sitzen ein. Patricia hielt noch immer meine Hand, was mir half, einigermaßen erträglich zu träumen.

Das Morgenlicht erweckte meinen hinreißenden Schlaf. Patricia jedoch schlief noch im unbequemen Autosessel, und auch ihre Tochter hatte sich die ganze Nacht hindurch ruhig verhalten. Ich griff mir eine Wasserflasche vom Rücksitz und stieg leise aus, um die anderen nicht zu wecken. Mich auf die Motorhaube gesetzt, schaute ich dösend auf die verlassene Straße – im Denken und Sprechen vor Trostlosigkeit unfähig. Ich trank und wurde mit jedem Schluck trister.

Dann erkannte ich ein Reh auf der Fahrbahn und erst jetzt wurde mir bewußt, daß scheinbar größere Tiere wie Rehe dieses eigenartige *Massensterben* überlebt haben! Auch der Gesang von Vögeln war nun durchdringend für meine Ohren, wogegen ich mich fragte, woran es gelegen haben könnte, daß Menschen sterben und sonstige Tiere nicht! Am Boden krabbelten Ameisen und selbst Fliegen, die sich auf meinem Bein niedersetzten, schien diese apokalyptische Phase nicht tangiert zu haben. Man sah, daß das Wild sich traute, die seit Tagen unbefahrene Straße wieder ungestört zu betreten.

Erfreut wollte ich die gute Nachricht Patricia zurufen, bemerkte aber halb im Aufspringen und beim Umdrehen, wie selig sie noch schlief, und darum des Erweckens unwürdig sey. Aber mein Blick ließ nicht ab. Vielmehr bedingte mein Starren auf sie eine lange nicht gespürte Erregung: Die Erinnerung an ein Gefühl von Stolz und Ehre. Angepielt habe ich (in meinem Sinne) darauf, daß ich Patricia und ihrem Kind niemals Unsittliches antun würde – gerade

jetzt bei völlig fehlendem Strafrecht. Denkbar wäre einem Außenstehenden nämlich auch, daß ich beide vergewaltige und/oder töte, da ich freien Trieb hätte. Jedoch war ich stets schon bei Studienfahrten mit Übernachtungen die erste Wahl, falls irgendeine Zimmerbelegung nicht aufging und Weibliche wie auch Männliche zusammen in einem Raum schlafen mußten: Durch meine allseits bekannte, unbestechliche und untrübbare Treue zu Filea sowie die jeden umfassende Freundschaft, meinen Charme und meine Ehre . . . , wurde ich jederzeit zum ergänzenden Erwählten.

Wieder schaute ich zur Straße vor uns, und sah das Reh. Bei mir dachte ich: Ein Tier hat es einfacher als ein Mensch. Es hat nur sein Leben zu bewachen, und mehr nicht: Denn alles, was oberhalb seiner (in diesem Fall) vier Beine liegt, ist *seines*. Und auf mehr hat es nicht Acht zu geben. Nun stelle man sich einen Menschen vor, und wie unendlich komplizierter sein Dasein ist. Ich glaube, zum Überleben muß er sich letztlich genauso reduzieren wie das Reh. Bis er nackt ist und nur noch um sich selbst Sorge tragen muß.

Immer wieder denke ich über das *Warum* nach und ob nicht all dieses Unglück zu vermeiden gewesen wäre. Im Grunde weiß ich gar nichts, aber ich würde darauf wetten, daß der Mensch etwas mit dieser vernichteten Szenerie zu tun hatte. Einerseits denke ich, daß – wenn die menschliche Technik nicht so unausgereift wäre – die Welt vor Menschen explodieren müßte. Denn wäre unser Sozialwesen so perfekt und die Technik derart fehlerfrei, kämen niemals Menschen zu Schaden und alle würden hundert Jahre alt werden. Daher bin ich froh, daß es anders, *realer*, ist, oder vielmehr war. Trotzdem hätten nicht gleich *alle* Einwohner dieser Welt sterben müssen!

Andererseits sey zu bemerken, daß sich der Mensch seine Probleme selbst recht schwierig gestaltet und in vieler Weise sein Dasein hätte erträglicher und ungefährlicher aussehen lassen können, sofern nur einige Vernünftige die Führung eines Staates übernehmen.

Warum zum Beispiel schießt man nicht radioaktiven und giftigen Müll tonnenweise über eine ganz einfache, unkomplizierte Routine-Rakete in die Sonne oder auf die Venus? Geschieht dies nicht aus Angst vor einer Verseuchung auf großem Terrain bei einer Explosion der Rakete in der Atmosphäre? Oder aus Geldgründen, weil ein solches (routiniertes) Projekt zu viel kosten würde? – Darauf kann ich nur kontern: *Kosten* und *Reichtum* sind Begriffe einer Illusion und lediglich die Einbildung des Menschen. Würde die gesamte Menschheit wie ein einziger Organismus denken, wäre die Frage nach Geld von einer Sekunde auf die Nächste abgeschafft. Denn einzig real sind die Rohstoffe, die zur Verfügung stehen und sich (nicht etwa verkaufen!) einsetzen lassen.

Wenn all die Menschen durch den Einsatz von Kernwaffen gestorben sind, wie ich denke, kann ich eigentlich doch nur die oberflächliche Zerstörung erklären, nicht aber die Tatsache, daß es überhaupt keine Überlebenden außer uns gibt! Das entzog sich zu dieser Zeit einfach jeder Logik! Jedenfalls fiel mir zu dieser Überlegung die Analogie eines Computerspieles ein: Wenn ich Kriege simuliere und dann mit meinem (virtuellen) Gegner *Frieden* schloß, mich also gleichzeitig dafür verpflichtete, meine Artillerie abzurüsten, ließ ich dennoch eine Waffenfabrik in einer verborgenen Ecke meines Territoriums stehen, da ich dem Feind mißtraute, besonders einer auf Launen programmierten Computer-

KI. Ebenso uneinsichtig wie für mich die programmierten Routinen des Computers waren wohl die Absichten der gegnerischen Länder, oder wer auch immer diese Zerbombung befohlen hat, vor deren Resultat wir jetzt stehen. (In diesem Moment fiel mir außerdem ein, daß alle Personalpronomen bis auf *ich* sinnlos geworden wären, wenn Patricia und ihr Kind nicht mit mir überlebt hätten!).

Man kann sich eben nicht leichtgläubig der Atomkraft versagen (um die Beziehung zum Computerspiel wiederherzustellen), wenn indirekt weiterhin die Gefahr besteht, daß der Gegner sie doch wieder gebrauchen könnte! Man will sich eben mit gleichwertigen Waffen versichern! Einer derartigen Beschreibung einer Atomwaffen-Pseudo-Abrüstung ließe sich auch mit der sogenannten *pedinativen Vorkehrung* betiteln, die beinhaltet, der Allgemeinheit zum Zwecke der endgültigen Überlegenheit einen geringeren technologischen Stand vorzuspielen.

Man könnte es auch umformulieren und sagen: Wenn sich zwei Gegner mit Flinten gegenüberstehen, und die einzige Chance auf Freundschaft (= Frieden) bestünde darin, daß einer von ihnen alle Waffen ablegt, so würde ich an seiner Stelle das Stiefelmesser auch weiterhin verbergen. Denn bei allen geheuchelten Vertrauensgesten könnte ich am Ende doch der Tote sein!

Wir lebten einmal in einer Zeit, in der man sich sicher war, daß man sich auf Computer nicht verlassen könne. Heute leben wir in einer Zeit, in der man unsicher ist, ob es klug ist, sich nicht darauf zu verlassen. Aber wie man sieht, ist jede Debatte dazu überflüssig geworden.

\*\*\*



Inzwischen ist auch Patricia wach geworden, ohne daß ich etwas merkte. Sie säugte ihr Kind stumm an der Brust und fütterte es danach mit zerdrücktem Obst. Etwas widerwillig schluckte der Säugling es. Sie stieg aus und stellte sich neben mich: »Großer Gott!« erschrak sie fürchterlich.

»Gott hat hiermit nichts zu tun«, antwortete ich trocken. Mit höchster Wahrscheinlichkeit war ihr die total zerstörte Stadt in dem Tal, fern von uns, aufgefallen. Die sich erhebende Sonne am Horizont leuchtete in einem ergreifenden Licht durch die Häuserruinen, die Reste höherer Gebäude, die Trümmerebenen. Wir selbst hatten unbewußt in der Nacht eine erhabene Position eingenommen und schauten nun im Panoramablick in den etwa fünfzig Kilometer breiten Talkessel. Die Stadt – ich kenne ihren Namen nicht, und kann nicht einmal sagen, ob es eine Groß- oder Kleinstadt gewesen war – wurde definitiv von einer Nuklearwaffe getroffen. Man erkannte genau den Radius der Verwüstung: Vom Stadtkern bis zu den Talwänden gradiert. All die Minuten, die ich schon vor Patricia auf diese Reste einer Stadt starrte, hatten mich zu den vor Patricias Bemerkung gemachten Überlegungen geführt.

Ich dachte wieder an das Computerspiel, und wie all *das* innerhalb weniger Stunden passiert sein mußte – überall auf der Welt! Vermutlich sah jede Hauptstadt der Welt so völlig ramponiert aus!

»Und man fragt sich«, sprach ich in den Wind: »wie lange dauert schon eine so *bedeutende* Entscheidung – das Drücken des Knöpfchens für den Raketenstart – zum *Schutz* des Landes? Und siehe, wie bedeutend sie war! Und was sie für uns geschützt hat!« – Dabei war ich mir nicht sicher, ob mein Sarkasmus meinen Pessimismus überstieg. Sie sagte

dazu gar nichts.

Überhaupt fiel mir auf, daß sie durch ihre mütterliche Verpflichtung weit weniger berührt von all dem uns umgebenden Unglück war als ich. Beinahe pausenlos schien sie sich nur um das Neugeborene zu sorgen, das ohne Übertreibung als das erste Kind in einer neuen Ära in der Geschichte der Menschheit bezeichnet werden darf. Ich fand es erstaunlich, und zugleich höchst respektabel, wie fürsorglich sie sich ihrer Tochter gegenüber verhielt. Vielleicht wäre ich auch so, aber das würde ich wohl nie erfahren.

Die Augen des Kindes schienen jedesmal zu blitzen, wenn ich in sie sah. Es schaute neugierig aus der Umwicklung hervor und lächelte – scheinbar unfähig zu begreifen, daß es von völliger Verwüstung umzingelt war, der es sich eines Tages stellen müsse. Entgegen meiner Erwartungen und Vorurteile schrie und weinte das Kind kaum, so als hätte es verstanden, daß dies Energie-Verschwendung sey. Momentan bekam es ja auch noch alles, das es wünschte.

Patricia fragte, ob ich kurz auf das Kind achtgeben könne, damit sie problemloser urinieren gehen könnte. Fasziniert von so viel Vertrauen gegenüber einem Kerl, den sie gerade mal eine Woche kannte, nahm ich ihre Tochter an, die sich völlig artig und ohne Bemängelung meiner Person in meinen Armen wiegen ließ. Bevor sie ging, faßte sie mich am Arm und sagte: »Ihr werdet mich doch nicht hierlassen?«

Instinktiv schloß ich die Augen und ließ sie nur zwei Sekunden geschlossen. Wieder geöffnet, sah ich, wie sie bereits auf in die Büsche war. Und ich flüsterte ein »Niemals.« in den Wind, der mir inzwischen ein recht guter Zuhörer geworden war.

## 7 Willkommen in der Heimat

Wäre ich als Mensch geboren worden, der voreilig aufgibt, hätte ich bei dem Anblick des total vernichteten Ortes und aller seiner beherbergten Leben wahrscheinlich aufgegeben und mir selbst geraten, mir das Leben zu töten; es mir zu nehmen und zufrieden zu sein.

Was erwartete man schon, wenn man auf sich blickt und mit gefürchteter Sicherheit weiß, daß es keinen Sinn hat, noch da zu sein? Hätte der letzte Vogel der Erde ein Bewußtsein und eine dem Menschen vergleichbare Intelligenz, würde er aus logischen Rückschlüssen wohl auch zu der Erkenntnis kommen, daß ein Fortbestehen zwecklos ist. Aber *würde* ich ebenso denken, was hielte dann mein gutes Gewissen, nämlich Patricia, von mir? Aber noch viel mehr zum Weiterleben, das übrigens erst jetzt an seine Existenzbewahrung stieß, ermahnte mich das junge Gesicht von Patricias Tochter: Ihr neues Leben gab Kraft und die Aufgabe, es mit ihrer Mutter gemeinsam zu erhalten. Alleine würde sie dies wohl nicht schaffen. Und so war es wohl, daß ich mich derjenigen Aufgabe anzunähern schien, für die ich mich vor einer Woche noch gar niemals – oder zumindest in absehbarer Zukunft – vorgesehen hatte: der adaptiven Vaterschaft.

Würde die Kleine eines Tages überhaupt wissen, daß ich nicht ihre organische Vorhut sey, sofern es Patricia ihr nicht offenbarte? Und dabei stellte sich mir gleichsam auch die Frage, wer der eigentliche Vater des Kindes sey. Und *wieso* sie noch nie über ihn gesprochen oder situationsweise betrauert hatte, so wie ich den Tod Fileas.

Ich wußte damals nicht, ob es klug sey, sie so *früh* darauf

anzusprechen. Unmöglich ließ sich erahnen, welche Reaktion dieses verschwiegene Wesen von sich geben würde. Als wir aber im Wagen die Straße weiterfuhren – stets am Talkessel-Rand entlang –, wagte ich es doch:

»Vielleicht hat es mich nicht zu interessieren, jedoch würde ich gerne, um meine eigenen, besorgten Überlegungen zu stillen, wissen wollen ...«

»Ihr Vater?« stieß sie wie geschossen und mit ernster Stimme hervor, sodaß sich die Äugelein des kleinen Mädchens öffneten und schweigsam, wie sie war, die Welt um sich herum erforschte: »Ihr Vater war ein Mensch, den ich niemals kennenlernte. Der mir nie seinen Namen nannte und auch nicht seine Absichten, als er mir damals in meiner Wohnung auflauerte. Das, was ich von ihm weiß – und dies mit befriedigender Absicht – ist, daß er tot ist. Und dies ist auch gut so: Sie ... hat keinen Vater. Nur eine Mutter.«

Auch mein Blick wurde nun von Ernst erfüllt, und Scham ebenso, da ich ihr diese Frage gestellt habe, dessen Beantwortung ich gefürchtet hatte.

»Das tut mir sehr leid. Und ich schäme mich, diese Frage geklärt gewußt haben zu wollen.« Um mein Entschuldigen zu bestärken, legte ich meine Hand auf ihren Oberschenkel, doch die streifte sie sogleich wieder ab.

»Meine Vergangenheit, die beschmutzt, wie sie ist, noch niemals einem Menschen offenbart wurde, seitdem die Tat geschah, erfordert kein Verzeihen. Das Geschehene ist durch den Tod gerächt, und muß nicht weiter entschuldigt werden. Das wäre nur zu lächerlich für zwei erwachsene Leute. Nur damit du mich richtig verstehst [ich fuhr um eine scharfe Kurve]: Ich liebe dieses Kind wie meine eigene Freiheit und in keiner Weise sehe ich ihren Vater in ihr. Das ist

*mein* Kind. Und es wird meine Vergangenheit nicht in sich tragen. Was *dich* angeht [nun legte sie ihre Hand auf meinen Oberschenkel!]: Ich vertraue dir.« Damit wendete sie sich wieder ab von mir und erzeugte ein Lächeln auf mir.

Die Straße führte rasch ins Tal und zeigte die äußersten Ausläufer des nuklearen Impaktes: Verbrannte Bäume, umgestürztes und zerfetztes Gemäuer, angeschwärzte Hindernisse und verkohlter Boden. Je weiter wir fuhren, desto langsamer ging es voran, da es zunehmend unebener wurde. Auf die Frage, ob wir uns wirklich noch weiter näher wollten, antwortete Patricia nur »Ich will das sehen.« und wir fuhren weiter.

Irgendwann mußten wir aussteigen, weil Trümmer aus Stahlbeton, Autowracks und umgestürzte Masten im Weg lagen. Vorsichtig gingen wir vorwärts, aber dieser Weg unterschied sich deutlich von dem aus dem Krankenhaus vor zwei Tagen: Es gab keine Leichen, *alles* verbrannt und zerstört, keine Läden zum Plündern. Die Gebäude beim Krankenhaus hingegen waren gänzlich unbeschädigt, und nur die Leute tot. Hier hätte man keine Stadt mehr, sondern nur noch die Bauteile eines Schrottplatzes wiedererkannt. Oder wie man auch sagen könnte: Die anthropogene Architektur wurde neutralisiert: Straßen, Häuser und Brücken waren nun ein gegebener Teil der gewöhnlichen Geländemorphologie.

Patricia kletterte trotz des Kindes auf dem Arm über die Trümmer und schien zwischen ihnen nach etwas zu suchen. Ich selbst konnte das von mir nicht behaupten, da ich der Meinung war, man hätte in jeder Abfalltonne mehr Brauchbares gefunden, als zwischen diesen Stadtresten. Und doch hielten wir an der geringen Hoffnung fest, uns zurechtzu-

finden, einen Hinweis auf das Geschehene zu finden.

\*\*\*

Die Fähigkeit, im Traum gesehene Worte zu lesen, ist von einer gewissen Regelmäßigkeit begleitet, die – je ferner man sich in der Traumwelt verliert – umso klarer wird. Nur würde einem der Einblick und der Zweck des eigenen Lebens auch dann umso deutlicher werden, je tiefer wir in das globale Chaos eindringen? – Dies erschien mir doch zu sehr suspekt: Dieser Problematik dürfte man nur mit strenger Logik gegenüber treten, um sein Überleben zu sichern. Jegliche emotionale Auswuchtung wäre nur fehl am Platz und darüber hinaus störend.

Umso entfremdender gestaltet sich der Gedanke, es sey alles nur eine *Auswahl* dessen, das es zu erleben gäbe! – Und keinesfalls so determiniert, wonach es zur jetzigen Zeit aussieht! Es wäre nur klug, anzunehmen, daß es sich so verhielte, und nicht wie in einem dürftig geschriebenen Buch oder schlecht gespielten Film am Ende mit einem bestimmten, festgelegten Ausgang. Wenngleich Freiheit eine Suggestion des Willens ist, fühlte ich doch das Freie in mir und die Befreiung der Welt: Denn die Sorge um alle Leben dieser Erde ist nicht so ernst, wie es bislang vielleicht wirkte. Im Grunde sorge ich mich um Wenige und der Rest ist mir egal! Die Menschheit richtete mit ihrem Dasein schon genug an, als daß es nur dem Bekenntnis vernünftig sey, dies zuzugeben.

Mein Selbstmitleid war fürchterlich, und eine Schande für alle Anwesenden: Statt zu jammern, sollte ich doch Trost spenden und die starke Schulter zum Ausweinen sein! Aber

alle Hoffnung war tatsächlich vergebens: Was nur soll das Ziel unserer zwecklosen Reise sein? *Was nur?* Man denke sich in meine Position und lege seine privaten Ziele als Schablone darüber. Was bleibt dann übrig? Wir wußten es nicht und machten uns wieder auf den Weg.

## 8 Verdrängung

Wie die Bäume am Rande der Straße vorbeihuschten, so verging der Tag. In der frühen Abenddämmerung hielt ich auf einer Anhöhe, die auf dem Weg lag, für eine kurze Pause an. Patricia wollte nicht aussteigen, so ging ich alleine ein paar Schritte, nachdem ich eine Jacke übergezogen hatte. Das schwarze Gras unter meinen Füßen fühlte sich weich an. Doch das kann auch täuschen! Erst zwei Nächte zuvor erlebte ich eine ganz ähnliche Situation, bei der ich mich ebenso geborgen fühlte, und dann wortwörtlich über eine verwesende Leiche stolperte. Ich erschrak fürchterlich.

Obwohl es diesmal keine Leiche gab, war da doch etwas Besonderes: Erst hielt ich es für das Leuchten von Glühkäfern in meiner Nähe. Doch es stellte sich als etwas Leuchtintensiveres in der Ferne heraus. Um unbemerkt zu bleiben, legte ich mich hin und kroch bis zum Ende jener Wiese, die über einen seichten Hang mit eben dieser Ebene verbunden war, auf der das Lichtspiel stattfand. Erst die Konzentration zum geschärften Blick ließ mich wissen, was es war. Meine Erstauntheit wurde jedoch unterbrochen, als ich einen aufgebäumten Schatten hinter mir bemerkte. Patricia, die mich gesucht hatte, gab sich so arglos und unschuldig dar, als habe sie in der Ferne überhaupt nichts bemerkt!

In den folgenden Sekunden erlebten wir beide ein Geräusch, das wir noch nicht seit dem ersten Tag unseres Überlebens gehört hatten: Es war das Rattern eines Maschinengewehres und einige Sekunden später in dem seichten, Gras bewachsenen Hang einschlagende Kugeln! Es waren trotzdem nur relativ ungezielte Schüsse. Dennoch waren wir entdeckt, und unbewaffnet einer mit automatischen Waffen bewehrten Person gegenüberzustehen kann sich als äußerst dumm herausstellen!

Beinahe zeitgleich mit dem Aufschlagen der Munition stürzte ich mich auf Patricia und riß sie zu Boden. In diesem Moment war ich froh, daß sie ihr Kind nicht dabei hatte. Den Kopf in der Deckung schrie ich sie an, sie solle auf dem Boden rückwärts ein paar Meter kriechen, sich dann umdrehen und zum Auto laufen. Ich selbst kroch auch einige Meter zurück, dann im Winkel, also V-förmig wieder vor zur Graskante, so wie ich es bei den taktischen Übungen des Militärs gelernt hatte. Vorsichtig hob ich meinen Kopf und spähte. Wie ich sah, bewegten sich mindestens drei Personen durchs Gras auf unsere Position zu. Jetzt kroch ich endgültig rückwärts und floh ebenfalls zum Auto. Sofort ließ ich den Wagen an und raste mit Patricia auf die nächste Straße und davon.

Während des Losfahrens und der Fahrt drängte meine Mitstreiterin darauf zu erfahren, was ich gesehen hätte, da sie freilich unlängst mitbekommen hatte, was um uns herum geschehen war. Aus Gründen der Beunruhigung und Verunsicherung wollte ich ihr bewußt zunächst nicht antworten. Dann tat ich es aber doch: »Was hast du nun gesehen? Wer hat da auf uns geschossen? Ich dachte, alle wären tot! Wer war das nur?« stellte sie mich in höchst



erregter Form zur Rede. Ein letztes Mal zögerte ich, da ich das Geschehene selbst erst einmal verarbeiten mußte – allerdings in einer ganz unterschiedlichen Präzision als sie es für je möglich gehalten hatte. Und auch tat mir das Kind leid – sie und wir alle befanden uns in großer Gefahr.

»Es waren Männer in militärischer Kleidung!« sprach ich ihr zu, »Das waren alles Soldaten!«

»Soldaten? Aber warum haben die uns erschießen wollen? Die würden doch nicht auf Überlebende feuern! Was sollte der Blödsinn also?«

Immer wieder drehte sich Patricia um und schaute aufgeregt und kaum mit gutem Beispiel für ihr Kind durch die Heckscheibe, um nach Verfolgern Ausschau zu halten. Dabei fiel mir auf, daß sich ihre anfängliche Distanziertheit nun in eine wirklichkeitsnahe Ideologie wandelte, die statt der Gleichgültigkeit jeglicher gefahrvollen Möglichkeit nun das Risiko für das Kind inbegriff. Vielleicht ein Schritt auf dem Weg zur werdenden Mutter.

Ich dachte über die einfachen Worte nach, die Patricia in den Raum geworfen hatte. Und etwas erschien mir daran auch merkwürdig, sofern man uns tatsächlich als Überlebende erkannt hätte!

»Was ist, wenn es sich um eine isolierte Einheit handelte, die genauso viel wußte wie wir? Wäre ich Kommandant dieser Gruppe und hätte durch einen überraschenden Anschlag jeglichen Kontakt zu Vorgesetzten verloren, und würde schließlich in einer Welt erwachen, wo alles tot und verwüstet wäre; und ferner dann Leuten begegnen, die uns neugierig beäugen . . . «

»... Könnten wir in deren Augen die Aggressoren der Geschichte sein! Wahrhaftig, das ist möglich!« kam Patricia

zu gleicher Erkenntnis.

Aber selbst, wenn wir nach Tagen die ersten Figuren sind, denen sie begegneten, erklärt dies nicht, wieso sie überhaupt so lange überlebten, und dann gleich im Rudel! Wieso nicht nur einer von ihnen, sondern gleich ein geschlossener Verband? Fragen, deren Beantwortung den direkten Kontakt zu den Schützen erfordert, den wir unter diesen Umständen einzugehen momentan nicht gewillt waren.

Ich wollte nicht warten, um an eigenem Leibe herauszufinden, ob sich meine Vermutung bestätigen würde. Dies hier wäre leider nicht so wie im Film, wo der Gute stets gewinnt! Das hier ist etwas gänzlich anderes, auch wenn es viele nur für das einfache Gegenteil halten: Nein, dies war eine echte Bedrohung mit realen Gegnern, die uns einem überaus realen Tod durchaus näherbringen konnten!

Um bestmöglich vorbereitet zu sein und die Gefahr für uns zum größten Teil zu minimieren (wie man weiß, lassen sich einige Gefahren selbst bei besten Vorkehrungen nie vermeiden!), mußten gewisse Maßnahmen getroffen werden:

»Diese Welt wirkt allein durch das Überbleibsel einiger scheinbar weniger Menschen noch gefahrvoller, als sie ohnehin durch ihr Fehlen bereits ist!«

»Das stimmt wohl«, sagte sie zu meinen sorgenvollen Worten.

»Und was denkst du, sollten wir tun? Uns bewaffnen?«

»Vielleicht nicht gleich das. Aber schützen! Zuallererst könnte man sich die Frage stellen, ob es klug ist, so offensichtlich mit einem Auto unterwegs zu sein. Was uns zu Beginn nur ein Transportmittel in der Not war, könnte uns in naher Zukunft zum Verhängnis werden!« – Ihre Worte klangen diesmal philosophisch. »Wenn wir aber nur noch

nachts herumfahren, sieht man unsere Scheinwerfer erst recht meilenweit!«

Sie zögerte einen Moment. Ohne mich anzusehen, da etwas verlegen, sprach sie: »Ich meine, wir sollten vorerst gar nicht mehr umherfahren, sondern uns vielleicht eine sichere Bleibe suchen!« – Sie schaute nur auf ihr Kind, und dieses zu ihr auf. Und im Inneren wußte ich, sie hatte damit so recht hatte, wie man in irgendeiner Weise nur richtigliegen kann. Wohin sollten wir auch reisen wollen? Zumal die Gefahr nun ungleich höher war zu sterben, als zuvor, wo man nur auf seine bloße, tote Umwelt achtgeben mußte!

Und ich flüsterte zu mir: »Also gut. Es ist ja bekannt . . . , daß am Ende jeglicher Zivilisation immer noch ein Zeltplatz steht!«

## 9 Der Sorge Kind

Immer wieder fiel mir auf, wie sehr sie ihr Kind zu bewundern schien: Sie spielte mit dem Baby, unterhielt sich mit ihm (wenn auch monolog), grinste und neckte es. Es ist meine Überzeugung, daß man kein Kind necken kann, dessen Namen man nicht weiß. Welchen Namen und welche Zukunft hatte also Patricia für das kleine Mädchen auserkoren?

Nur bekommen wir denn nicht allein aus dem Grund Kinder, um sie zu besseren Menschen zu erziehen, als wir selbst es waren? Ist das der evolutive Trend eines Organismus, der die Soziologie entwickelt hat? Es ist also so, daß das einzige Motiv, das man bei der Erziehung seiner eigenen Kinder vorzuweisen haben sollte, jenes ist, sie zu belehren, besser und anständiger zu leben, als man es selbst in seiner Kind-

heit getan hat. Nur fraglich ist, ob daraus die theoretisch resultierende ständige Steigerung der Lebensumstände – von Generation zu Generation – eintreten wird. Jedenfalls finde ich es eine schöne Idee, oder besser *Einrichtung*, das Kind zu Beginn dieses neuen, reinen, und leeren Zeitalters geboren zu haben. Nur ein Name fehlt dem Mädchen noch, und ich dachte bei mir, daß bereits der Name *Erste* nicht zu übertrieben sey.

»Wie nun willst du das Mädchen benennen?«

»Eigentlich«, stotterte sie etwas verlegen, »habe ich noch nicht darüber nachgedacht.« Da dies merklich ihr erstes Kind war, dachte sie wohl, sie hätte die Pflicht, es sogleich mit einem Namen zu versehen.

»Hast du denn tatsächlich noch gar nicht darüber nachgedacht?«

»Ich mußte über so Vieles in letzter Zeit nachdenken, hauptsächlich meine Zukunft betreffend. Da ich aber erst vor Kurzem zu der Erkenntnis kam, daß sich die Planung meiner Zukunft zwangsläufig im Sand verlaufen muß, widme ich mich ab jetzt der Zukunft meiner Tochter.«

Trotz der eindeutigen Worte gefiel mir an diesem letzten Satz nicht, daß sie von *meiner* Tochter sprach. Zweifellos war es ihre Tochter! Doch zu gerne wäre ich auch *ihr* Vater gewesen.

So Mancher wird sich insgeheim der Frage unterwerfen, wie dieser allzu plötzliche Sinneswandel zustande kommt, den Wunsch zu äußern, einer völlig fremden Neugeburt ihr Vater zu sein. Und genauso einfach, wie sich diese Frage stellen läßt, kann ich sie auch beantworten: Denn die Antwort verbirgt sich hinter diesen zwei erhabenen Augen, die Patricia ihr Eigen nennt ...

Immer wieder sah ich aufmerksam zu ihr hinüber und merkte mir jedes Detail: Ganz besonders der Wurf ihres Haares blieb mir in Erinnerung. Dabei schätzte ich, wie wohlwollend im Charakter es ein Gefühl der Befriedigung in mir erweckte, es zu betrachten. Und ich muß außerdem zugeben, daß ich niemand anderem einen Blick auf sie gönnte, so wie ich sie gerade sah.

Es machte ganz den Eindruck, als würde ich sie schon ein Leben lang kennen – jeder gesprochene Satz fügte neue Jahre hinzu. Doch das ist freilich kompromißlose Suggestion, die sich jedweder Würdigung entzog! Natürlich ist es Quatsch, zu behaupten, man würde sie schon ein Leben lang kennen, wenn es doch nur ein paar Tage her sind! Sollte es allerdings so sein, daß man noch nach Jahren von dieser einen Person träumt, und diese selbst nach Jahren noch Schockzustände beim Betrachten auslöst, wird es sich wohl um die einzig wahre Liebe handeln!

Ich sah, wie ich mich mehr und mehr in Patricia zu verlieben schien. Weniger aus der Beschränktheit der möglichen Partner heraus, als aus dem vernünftigen Gedanken geschlußfolgert, wie kläglich sinnlos es wäre, an eine Tote in Zuneigung gebunden zu sein, so lieb sie einem auch gewesen ist. Selbstverständlich liebte ich Filea wie keine andere auf Erden. Doch sieht man sich um, befanden wir uns wohl nicht mehr *auf Erden*.

Mit richtiger Tinte zu schreiben oder nach einem anstrengenden Tag in einem eigenen Bett zu schlafen, sind Einrichtungen, die unbedingt geschützt bleiben müssen. Nach meiner Meinung jedenfalls. Und so dachte ich mir dies auch in der folgenden Nacht, als ich mir die Moos-Schicht unter mir bereitete, und genau wußte, von wem ich träumen

würde. Auf mir schloß ich die Jacke und über mir schwebte der Mond. Patricia war mit ihrer Tochter derweil im Auto verblieben, da es regnen könnte, wie sie meine. Ich jedoch verweigerte mich in dieser Nacht diesem Schlafort, da ich mir dieses Mal wieder frische, klare Luft beim Schlafen wünschte.

Und weiter als darüber, wer in der folgenden Nacht Inhalt meiner Träume sey, dachte ich darüber nach, daß ich niemals wieder einer unliebsamen Arbeit nachkommen müßte, wenn ich dies nicht wollte. Bedauerlich fand ich den Verlust jedweder schulischen und universitären Unterrichtung, der mit dem Aussterben der Menschheit einherging. Bemerkenswert und für mich erfreulich war dagegen die Wertfreiheit jeder beliebigen Währung: Geld war praktisch über Nacht völlig bedeutungslos geworden, und nun nicht mehr wert als Papier zum Anzünden oder Münzmetall zum Verhütten, um daraus *brauchbare* Dinge zu schmieden.

Um uns Nahrung zu besorgen, gebrauchten wir kein Geld mehr: Wir liefen einfach in Depots oder Geschäfte irgendwelcher Orte und plünderten sie! Im übrigen hielt ich dies für den Anfang für die bequemere und sicherere Methode, da ich nicht genug davon überzeugt war, daß Wild und Fisch aus der freien Natur kontaminationsfrei sey. Irgendwann jedoch müßten wir wohl auf diese Ernährungsweise wechseln. Doch jetzt noch nicht.

So angenehm diese Zukunft jedem *Aussteiger* erscheinen mag, so würde sie für uns nicht lange anhalten, wenn wir nicht bereit wären, dafür zu kämpfen! – Ich bin keine Persönlichkeit, die die Flucht dem Kampf auf Dauer vorzieht! Viel lieber wäre mir ein Leben, in dem ich nicht ständig bangen müßte, erschossen zu werden! Demnach faßte ich

den Entschluß, mich und Patricia aktiv zu schützen, und unsere Leben unter Verteidigung zu stellen.

Ich finde ballistische Waffen äußerst verachtenswert. Aber gleichzeitig auch die Kenntnis um deren Umgang nützlich. Schließlich wird deren Verwendung in der Zukunft unabweichlich sein. »Es wird eine Zeit kommen«, so in der Fortsetzung des Originalzitats, »in der man um das bloße und individuelle Überleben kämpfen muß – und zwar ohne Befehl oder militärische Unterstellung!« Aber noch wichtiger als der eigentliche Besitz einer Waffe ist die Motivation, sie zu benutzen: Man sollte jemandem nur dann mit einer Schußwaffe drohen, wenn man auch bereits ist, sie abzufeuern. Im übrigen kann man auch mit einem Stein drohen, denn mehr als das wäre sie in diesem Moment nicht.

Mir schwebte vor, uns mit Schutzkleidung, Waffen und Munition zu versorgen. Jetzt, da niemand mehr da war, das ganze Zeug zu bewachen, wäre es ein Leichtes, es zu erhalten. Natürlich dachte ich fortan auch darüber nach, wie gefährlich es sey, uns der Bedrohung durch den Besitz der Waffen auszusetzen. Es könnten sich bei unsachgemäßer Handhabung Schüsse lösen, die Patricia oder ihr Kind verletzen! Doch wer Schutz will, der muß auch das Risiko eingehen, sich zu bewaffnen.

Noch interessanter war allerdings die Überlegung, daß die Angst vor der unbekanntem, *gesäuberten* Welt in den Hintergrund trat, und die persönliche Gefahr, von Irren ermordet zu werden, wichtig wurde. Die Frage, wieso es überhaupt zur Auslöschung all dieser Menschen kam – die Ursache der Anzeichen eines atomaren Krieges, beispielsweise die zerstörten Städte, und der Grund für all das Ehrlose der Vergangenheit – interessierte, was mich anging, im

Moment weniger.

Am folgenden Morgen schlug ich also eine Idee vor, die auf Patricias Gesicht anfangs Unsicherheit erzeugte. Doch mit der akuten Gefahr argumentiert, willigte sie schließlich ein.

Der erste Schritt dieses Unternehmen betreffend war das Besorgen von Schutz- und Tarnkleidung, die uns unauffälliger werden lassen sollte. Ich fuhr daher die nächste große, nicht zerstörte Stadt an, passierte die menschenleeren Straßen, die noch immer von Körpern gesäumt waren. Allerdings schienen diese hier noch stärker verwest zu sein, denn es roch erbärmlich. Patricia, die sonst nicht wußte, was wir gerade in diesem Ort finden wollten, fiel auf, daß die Kadaver wie von Tieren angefressen aussagen: Nicht mehr so *makellos tot* wie die beim Krankenhaus am Anfang meiner Geschichte. Hier waren einige Ärmel zerrissen und die Haut angebissen – vielleicht die Folge von Aasjägern.

An der erstbesten Haltestelle mit Telefonzelle hielt ich an und suchte im Telefonbuch nach Geschäften, die Armeekleidung und -zubehör verkauft haben. Laut des beiliegenden Stadtplans lag eines dieser Geschäfte im Kerngebiet der Stadt.

Patricia muß beobachtet haben, wie ich mit einem Fetzen Stoff vor Nase und Mund über eine Leiche in die Telefonzelle einstieg: Dort sollte sie mich nach ein bis zwei Minuten, in denen ich im Telefonbuch nachschlug, rufen gehört haben: »So ein Glück!«, denn sie sah, wie ich an demjenigen, den ich – um die Telefonzelle zu betreten – überstiegen hatte, eine Pistole sah. Denn es war ein Polizist. Ich kniete nieder, zog ihm die Pistole – eine P8 – aus dem Halfter und nahm auch Magazine aus seinem Gürtel dazu. Nach der Dienst-



waffe eines Polizeibeamten Ausschau zu halten, schwebte mir sowieso seit dem Angriff der Militärs vor und schien mir in einer Unmenge an toten Menschen der einfachste Weg, eine Schußwaffe zu erhalten. Erheitert stieg ich ein und legte die Pistole im Handschuhfach ab. Patricia schien skeptisch und nicht sehr erfreut darüber.

Ich fuhr also weiter, den herausgerissenen Stadtplan vor Augen, bis in jene Straße. Alles kam mir sehr einfach vor und durch die bedingte *Selbstbedienung* auch äußerst legal. Aber natürlich war es das nicht. Mit Patricia zusammen betrat ich den Laden und wies sie an, sich zwei Hosen und Jacken in ihrer Größe herauszusuchen. Der hinter der Ladentheke liegende, alte Mann störte mich nun auch nicht weiter, als ich neben der Kleidung für mich auch eine Decke und zwei Mützen mit Tarndruck nahm. Sogar über die Tarnschminke freute ich mich, die er im Schaufenster liegen hatte.

Obwohl ich weiß, daß der einzige Grund einer Uniform der ist, daß der Kommandant ohne Gewissenskonflikt einen neuen Soldaten anstelle eines Toten einsetzen kann, hat die kompromißlos einfach geschneiderte Militärkleidung die Vorteile, daß sie wie keine andere bequem und haltbar ist. Wenn auch die Bequemlichkeit für die Militärstiefel nicht zutrifft, so gut ich dazu aus eigener Erfahrung sprechen kann.

Da dieser *Einkauf* erledigt war, faßte ich den Entschluß, uns nun um einen weiteren Sicherheitsartikel zu kümmern – ein Strahlungsmeßgerät. Während sich Patricia im Auto umkleidete, das Kind in ihrem Schoß, fuhr ich weiter durch die Stadt. Patricia wußte wieder nicht, wohin, doch ich, da ich im Besitz des Stadtplanes war. Dann – hielten wir mitten

auf der Straße vor einem weiteren Gebäude. Erstaunt las Patricia das Schild über der Tür: »*Physikalische Fakultät*. Was wollen wir denn hier?« Ich grinste und sagte: »Man muß nur wissen, wo!«

Umgeschaut, so wie ich es mir neuerdings angewöhnt hatte, betrat ich mit ihr zusammen das Haus. Schon am Eingang mußten wir über bereits im Verwesungsprozeß befindliche Leichen steigen. Allesamt waren es junge Leute – so wie wir –, und es tat mir leid, daß sie nach ihrem Ideal nun nicht mehr streben konnten. Vielleicht sollte ich unter ihnen sein! Und dann frage ich mich wieder, warum es nicht so ist. Ich ging im Treppenhaus voran und tat sehr vorsichtig. Diesmal war das Kind nicht so ruhig wie sonst und das erste Mal wünschte ich mir, daß es doch schwiege. Wären wir in diesem Moment gehört und entdeckt worden, hätte sich eine schwierig zu bewältigende Flucht ergeben.

In einem Flur, der als *Kernforschung & Atomphysik* ausgewiesen war, rüttelte ich an jeder Tür, um eine Geöffnete zu finden. Bald schon ließ sich ein Raum – ein Unterrichtssaal voller lebloser Körper auf den Stühlen und am Boden – betreten. Dem, der der Dozent zu sein schien, nahm ich einen Schlüsselbund ab und probierte die einzelnen Schlüssel an den Schränken aus. Als ich Patricia bat, das gleiche in einem anderen Raum zu tun, lehnte sie sofort ab, da sie das gruselte, wie sie sagte. »Ich weiß sowieso nicht, was ich suchen sollte!«

Jetzt drehte ich mich zu ihr um: »Einen Strahlungsmesser! Ein Zählrohr für radioaktive Reststrahlung! Denn wenn wir leben wollen, müssen wir wissen, *wo* das geht!«

In diesem Raum hatte ich kein Glück. Die Schränke enthielten nur Büromaterial. Im nächsten Hörsaal ergab sich

dasselbe Ergebnis. Schon fast verzweifelt trat ich die Tür zu einem Büro ein und fand eine Frau vor, deren Oberkörper auf dem Tisch lag. Ihr Gesicht war nicht erkennbar. Über sie hinwegblickend, schaute ich zum Fenster heraus und dort in die Atmosphäre. Irgendwie erschien sie mir dunkler, aber nicht wie die ersten Anzeichen eines drohenden Gewitters. Vielmehr schien die natürliche Himmelsfarbe gleichmäßig auszugrauen.

Ich wußte, daß jetzt schnell zu handeln sey, und stürmte aus dem Raum. Verärgert über die erfolglose Suche fiel mir nun aber eine Vitrine auf, die für Schauzwecke im Flur aufgebaut war. In ihr lagen einige reine Metalle, Pendel und anderer physikalischer Schnickschnack, sowie ein Geigerzähler neben einem schwarzen Gestein, das wohl nur Pechblende imitieren sollte. Das Gerät selbst schien aber *keine* Attrappe zu sein!

Das Vitrinenglas eingeschlagen, nahm ich das Gerät, dessen Display nichts anzeigte. Ich aktivierte es, indem ich auf der Rückseite einen Schalter umlegte. Zum Glück war die enthaltene Batterie noch nicht zu entladen und ließ Werte auf der Anzeige erscheinen. Es knackte häufig und eine Dosisleistung von 0,25 cGray pro Stunde wurde angegeben. So wie ich mich an meine Ausbildung erinnere, lag das noch im akzeptablen Bereich.

Zufrieden, die gesuchte Gerätschaft auch wirklich gefunden zu haben, machten wir uns auf und gingen nach draußen. Hier zeigte der Strahlungsmesser einen sogleich höheren, aber immer noch akzeptablen Wert an.

Bevor ich mich ins Auto setzte, schaute ich mich wieder und wieder um, ob ich nicht doch irgend jemanden sehen konnte. – Aber alles war tot: Tote lagen auf der Straße, in

Autos, Geschäften; in Gruppen, alleine, verwesend. Ein erschreckendes Bild, das gut mit dem begleitenden Gestank zusammenarbeitete.

Während ich den primitiven Autoatlas der Region aufschlug, bediente sich Patricia an unseren Lebensmittelvorräten, um Babynahrung herauszusuchen. Das Kind schrie bereits. Als ich das alles stillschweigend beobachtete, kamen mir die Gedanken in den Kopf, daß ein außenstehender Beobachter wohl denken müßte, es wäre besonders einfach, in einer Welt zu überleben, in der man sich an allem bedienen kann, das es gibt. Doch so leicht ist es tatsächlich nicht! Man bedenke nur die alles umgebende Reststrahlung, der psychologische Eindruck durch den ständigen Anblick von Leichen mit fragwürdiger Todesursache und der Aussicht, daß das bisherige Leben endete, und eine neue Menschheits-epoche begann (sofern noch genug übrig sind, damit das Wort *Menschheit* seinen Sinn behält!) Darüber hinaus ist die Gewißheit von *Sicherheit* nur noch surreal geworden.

\*\*\*

Sie fragte mich, wonach ich suchte, als sie und ihr Kind sich neben mich ins Auto setzten und sie es fütterte: »Nach dieser Stadt.« – Ich sah wieder in die Karte. Tatsächlich suchte ich nicht diesen Ort, sondern die nächstgelegene Sperrzone, einen Bezirk auf der Karte, der von nur einer einzigen Textur erfüllt ist und zumeist den Standort einer Kaserne markiert. Etwa zwanzig Kilometer von dort gab es einen solchen Bereich.

Ich schloß die Türen und fuhr los. Und mit jedem weiteren Kilometer an Wegstrecke wirkte der Himmel dunkler

und zerrütteter. Jedesmal, wenn die Sonne hinter dreckigen Wolkenbändern verschwand, fürchtete ich, sie würde nie wieder hervortreten. Patricia beobachtete während der Fahrt gespannt den Geigerzähler. Das Kind schien das gleiche zu tun.

Von der verschwindenden Sonne bedroht und gereizt fuhr ich schneller und raste die Straße mit hoher Geschwindigkeit entlang. Viele Autos waren von der Spur abgekommen und auf das Feld oder den Straßengraben gefahren. Einige Autos waren ausgebrannt, andere standen einfach auf der Straße, als sey ihnen bloß das Benzin ausgegangen. Doch was mit ihnen auch war: An allen raste ich vorbei, auf dem Weg zum nun einzigen öffentlich zugänglichen Waffen- und Ausrüstungsdepot.

Mich überkam jetzt das Gefühl, daß es mit jedem neuen Blick in den Himmel schwieriger sey, die auf natürliche Weise dämmernde Himmelsfarbe von dem zu unterscheiden, das auf uns zweifellos zukommen mußte: Keine bedrohliche Gewitterfront und keine Aura eines verglühendes Impaktors, ja noch nicht einmal eine gewaltige Hand, die aus dem Himmel fährt, um alles Leben auf der Erdoberfläche zu vernichten! Denn alles, das uns etwas antun konnte, kommt auch selbst von uns! Nur stellte sich die Frage, ob die kommende globale Verdunklung als Folge weltweiter oberflächennaher Nuklearexplosionen das Strahlungsniveau an unserem derzeitigen Aufenthaltsort maßgeblich erhöhen würde. Und wenn ja, wie schnell, damit uns Möglichkeit zur Flucht bliebe!

Immer, wenn ich das Gefühl hatte, wir würden durch die Raserei die beunruhigende Verdunklung hinter uns lassen, verdeutlichte sich uns am Himmel eine Region, die noch

aschgrauer als die hinter uns Liegende erschien.

Dann endlich fanden wir uns über mehrere verwinkelte Straßen und verlassene Kreuzungen tatsächlich zu dieser Kaserne. Schwierig war das allerdings nicht, da das militärische Gelände hervorragend ausgeschildert war. Und das war wichtig für unser Ziel: Denn die Ausschilderung weist darauf hin, daß man hier stolz auf diese Kaserne war, die sich vermutlich mit einer langen Geschichte rühmt. Und derartige Kasernen wiederum haben sich zumeist auf die Ausbildung von Rekruten spezialisiert.

Bereits an der Toreinfahrt lagen einige Soldaten tot auf der Erde. An deren Dienstgraden konnte ich sehen, daß es Offiziere waren, was freilich keine ungewöhnliche Besetzung des Wachpersonals am Haupteingang ist. Indes fuhr ich einige Meter aufs Gelände und stieg aus.

»Bedien' dich!« rief ich Patricia im Scherz zu, wenngleich ich den makabren Hintergrund der vielen jungen Menschen durchaus mit der Wahl meines eigenen Schicksals zu assoziieren wußte: »Wir brauchen Waffen und Gerät.«

Erst etwas unsicher, und ständig den Strahlungsmesser bei sich tragend, ging sie vorsichtig umher, kniete dann aber neben einem toten Soldaten – einem Rekruten – nieder und drehte sein Gesicht der Sonne zu. Entstellt blickte der Tote sie an und ich vermute, daß sie sich in dem Moment ganz unerschrocken die Frage stellte, was der junge Mann im Zeitpunkt seines Todes getan habe.

Sie nahm sein Gewehr an sich und dachte wohl, daß damit die Sache erledigt sey, denn sie schob es mit etwas Abneigung auf den Rücksitz des Autos, ohne es weiter zu untersuchen. Ich nehme an, daß für sie *Waffe* gleich *Waffe* war. Ich sah dies, ging zu ihr und nahm das Gewehr in die

Hand: »Das hast du schon sehr gut gemacht. Allerdings wird dieses Gewehr nicht schießen können.«

»Aber wieso denn nicht?« – Ich zeigte auf das MPG, das Manöver-Patronengerät, das an der Mündung des Laufs aufgeschraubt wird: »Das Ding hier würde verhindern, daß man richtig schießen kann. Und außerdem«, ich zog das Magazin ab: »Hier, siehst du?! Keine Patronen. Nicht einmal Übungspatronen!«

»Also sind alle Gewehre sinnlos für uns? Was ist das für eine Kaserne?!«

»Bitte keine Aufregung! Wir müssen uns nur die Bestandteile zusammensuchen. Ich werde zum Wachhaus gehen, und einige Gefechtspatronen besorgen. Die vom Wachdienst *müssen* mit scharfer Munition bewaffnet sein. Du hingegen wirst dir einen Mündungsfeuerdämpfer holen. Er sollte in der Brusttasche von dem Soldaten da zu finden sein.« Mit dem einen Gewehr ging ich derweil zum Wachhaus, das direkt am Tor lag.

Nach einigen Minuten des Umsehens empfing mich Patricia an der dessen Tür. In der Hand hielt ich eine Tasche, die ich mit einigen leeren Magazinen und jeder Menge scharfer Munition, die ich aus den herumliegenden Schußwaffen entladen hatte, befüllt wußte. »Ich hab das Ding!« sagte sie stolz.

Und mit »Gut!« lobte ich sie. »Schraube nun das hier ab und den Mündungsfeuerdämpfer stattdessen auf.« Ich bückte mich und nahm ein weiteres G 3 eines Soldaten auf.

»Noch eines davon?«

»Ja, für Ersatzteile oder falls eines defekt wird.«

»Und warum nicht diese Kanone da? Vielleicht bringt die mehr?!« Sie zeigte auf die MP2 A1, eine Uzzi 9 mm, die

der Soldat trug, der neben dem lag, dem ich das zweite G 3 und einen weiteren Mündungsfeuerdämpfer abgenommen hatte.

»Nein, die Uzzi ist nichts für uns. Und zwar aus dem Grund, weil ein gut gezielter Schuß besser ist als ein leeres Magazin. Bei der Uzzi passen zwar mehr Patronen ins Magazin und die Schußfrequenz ist höher, aber dafür würdest du rein gar nichts im Ernstfall treffen! Außerdem ist die Kampftfernung vom G 3 etwa dreimal so hoch wie die von der MP2 A1! Und warum glaubst du, nehme ich das G 3 hier von einem Rekruten mit dem niedrigsten möglichen Dienstgrad?« – Sie zuckte mit den Schultern.

»Ist im Grunde ganz einfach und alles Erfahrungssache: Der Rekrut zu Beginn seiner Ausbildung wird häufiger dazu gedrängt, seine Waffe sorgfältig zu reinigen und zu pflegen. Ein Offizier nimmt vorgeputzte Waffen. Doch nur der, der die Waffe für sich auch später gebraucht, wie der hier, hat seine Waffe anständig gesäubert! Gleiches gilt für den, dem du gerade den Mündungsfeuerdämpfer geklaut hast. Etwas fehlt allerdings noch!« – Patricia sagte dazu nichts.

»Nämlich etwas zur Waffenreinigung«, keuchte ich beim Durchsuchen des Rekruten: »das wir einfach von dem hier nehmen.« Ich zog ihm das Paket aus der Gürteltasche, öffnete es und stellte fest, daß das Ölfläschchen fast leer war. »Genau wie bei mir damals!« dachte ich bei mir. Bei einem anderen Soldaten konnte ich dann aber erfolgreich ein volles Fläschchen Öl plündern.

Die Gewehre lud ich ins Auto und sagte zu Patricia: »So, das wäre *das*. Nun zum nächsten: Den Gasmasken!«

Dem einen nahm ich seine ABC-Schutzmaske ab, die er in seiner Seitentasche trug, in der im allgemeinen Schutzgegen-



stände zur Selbstrettung vor ABC-Kampfstoffen aufbewahrt werden. Das sind neben der persönlichen Gasmaske auch stets Handschuhe, ein Poncho und Medikamente oder Chemikalien zur Dekontamination. Auch an diesen bediente ich mich und steckte das Entgiftungspuder, Schmierseife, Tabletten und die drei Autoinjektoren ein. Patricia machte mir alles nach. Auch sie nahm eine Gasmaske und die Medizintasche.

»Das Problem ist jetzt nur noch«, stellte ich zufrieden fest, »daß an den Gasmasken die Filter Attrappen sind und uns keineswegs schützen würden! Nur weiß ich nicht, wo die hier echte Filter aufbewahren, da ich nie während meiner Ausbildung einen gesehen habe.« – Ich schaute mich ratlos um.

Sie dachte wohl kurz nach, dann fiel es ihr auf: »Haben die auch Gasmasken für ... *kleine Köpfe?*«

Ich schaute auf sie, dann auf das Kind, und atmete schwer: »Solche werden natürlich nicht hergestellt. Aber vielleicht sollten wir hier erst mal ... «

»Davon will ich nichts wissen!« brüllte sie und warf ihre Schutzmaske vor sich: »Wenn es für mein Baby keinen Schutz gibt, will ich ihn auch nicht!« Erbost und beleidigt setzte sie sich in unser Auto. Da ich nicht genau zu argumentieren wußte, nahm ich die zweite Maske auf und legte sie mit ins Auto. An der Beifahrertür stellte ich mich am offenen Fenster neben ihr auf, und strich dem Baby zärtlich mit einer Hand über die Stirn.

»Gib mir noch zehn Minuten. Dann bin ich wieder hier.« Ich schnappte mir eine Tasche und rannte los: »Und ver-schließe die Fenster!« rief ich noch zu ihr, als ich ging.

Die Aufopferung Patricias für ihr Kind beeindruckte mich.

Es war, als hätte sie endlich begonnen, Verantwortung für ihr Kind zu übernehmen und sich nicht mehr so zu verhalten, als habe man einer 12jährigen einen Säugling anvertraut, da man diesen mitunter wegen ihres gleichen Geschlechts bei ihr am besten aufgehoben glaubte. Das Kind gehörte nun zweifellos zu ihr.

Nach spätestens einer halben Stunde waren wir wieder auf dem Weg – wohin auch immer: »Ich möchte nur, daß du weißt, daß ich wegen der Gasmasken, ich meine ... Ich will sagen, daß sie nur zur Vorsicht sind. Es könnte sein, daß der Grund für die vielen Toten Nervenkampfstoff ist, der vielleicht noch einmal zum Einsatz kommt!«

Aber hatte sie das überhaupt begriffen? Es schien: *Ja*, als sie mir nach einer weiteren Schweigeminute an den Schenkel faßte und mir so ihre Loyalität bezeugte. Inzwischen schienen wir eine richtige Familie geworden zu sein, die sich die Potenz zum Überleben nicht nehmen lassen wollte. Und erst durch diese Berührung ward mir gewiß, welch Glück ich hatte, nicht alleine durch diese verlorene Welt zu wandeln: »Sollten es tatsächlich Nervenkampfstoffe gewesen sein«, sprach ich bedächtig: »können wir uns davor schützen! Ich will dich daher in die Benutzung der den Militärs abgenommenen Präparate einzuweisen.« Wieder dachte sie nach: Aber ein »OK« war ihre Antwort.

»Also vorbeugend können wir diese Pyridostigmin-Tabletten einnehmen. Sollte aber einer von uns bereits betroffen sein, also sich schütteln, schwitzen, verkrampfen oder wundlos bluten ... , drücke den großen Autoinjektor in die Mitte meiner Oberschenkel-Außenseite. Genauso wichtig ist, daß du mir die zwei kleineren Atropin-Autoinjektoren nach 10 Minuten verabreichst, wenn *keine* Besserung ein-

getreten sein sollte! Behalte dir das alles gut im Kopf. Vielleicht entscheidet es darüber, ob du in dieser Zukunft allein oder mit mir zusammenlebst!«

## 10 Die Aufzeichnung

Einige Tage später geschah etwas höchst Erstaunliches: Wieder einmal waren wir dabei, eine der in Ruinen liegenden Innenstädte nach Eßbarem zu durchsuchen. Anders als sonst hatten wir in dieser Hinsicht an diesem Tag kein Glück, denn wir standen kaum Gebäuden gegenüber, die man noch Gebäude nennen konnte. Gerade wollten wir wieder dem in der Nähe stehenden Auto zugehen, da wir nicht mehr auf einen brauchbaren Fund hofften.

Doch dann! Ein leises Murmeln – unverständlich wie aus einem kaputten Radio! Patricia schaute nun genauso aufmerksam auf, wie ich auch. Immer wieder waren die kaum hörbaren Worte unterbrochen und von Rauschen durchsetzt. Dann setzten die Laute für Sekunden aus und waren ebenso plötzlich wieder da. Doch woher?

Wir teilten uns auf und suchten diskreter im Dreck. Und wieder ein verstümmeltes »... konnten ...« und »... habe ich ...«

Daß es weder Radio noch Tonband-Aufzeichnung war, wußten wir sofort. Wie wir vorangingen, wurden die verauschten Töne lauter. Endlich sogar so laut, daß jeder von uns glaubte, er müsse neben dem Empfänger stehen! Aber ich tat dies wirklich! Ich ging ein paar Schritte umher (mit stetigem Blick auf den Boden fixiert), ehe mir auffiel, daß ich neben einem zerdrückten Straßenbahnwaggon stand.

Dieser war derartig verformt und angekohlt, daß er sich von seiner Umgebung kaum abhob.

Wieder erklang ein »... Wenn ...« »... hören kann ...« [...] »Bin ...« »... ist ...« »... viele ...« – aus dem Führerhaus des Straßenbahnwaggons! Ich rief Patricia hinzu und suchte derweil aufgeregt unter Steinen nach der Quelle der Geräusche. Noch bevor Patricia herangeklettert war, hielt ich den Sprechapparat eines Funkgerätes in der Hand. Dem Kabel folgend und weiter grabend, erschien auch der Rest des Funkgerätes: Das Kunststoffgehäuse angebrochen, aber wahrscheinlich das einzige funktionierende Gerät im Umkreis mehrerer Kilometer.

Patricia gab sich ebenso überrascht wie ich: Nicht weil da jemand Kontakt mit uns aufnehmen wollte, sondern weil es offenbar einen Überlebenden gab! Es war der Beweis dafür, daß das von uns bislang Geglaubte Illusion gewesen ist. – Zu unserer Zufriedenheit! Wie froh wir doch waren, diese eine, verstümmelte Stimme wahrzunehmen, die uns unter gewöhnlichen Umständen nicht das Geringste bedeutet hätte!

Noch während ich am Frequenz-Modulator drehte, um den Funkverkehr zu klären, erstaunte es mich so sehr, mitten im zuvor am Horizont ausgemachten, eingeebneten Stadtkern die Stimme eines Überlebenden zu vernehmen. Natürlich ist es schön für ihn, die Katastrophe lebendig überstanden zu haben, aber wir hatten weder das allgemeine Überleben eines Beliebigen, noch diese explizite Stimme erwartet.

Immer wieder brüllte ich ein »Hallo? Hallo? Verstehen Sie mich?« in das Funkgerät, wußte aber nicht, ob man mich hörte. Nach einigen Sekunden und dem bekannten

Rauschen endlich eine erstaunlich verständliche Antwort:  
»Hallo? Ist da tats...lich jemand? Träume ich das nicht?  
Over?!«

»Ja, hier ist jemand! Wir hatten keine Überlebenden erwartet! Wer sind Sie? Und wo? Over?!«

»Was heißt hier: *habt ihr nicht erwartet?* Wer seid ihr Typen? (Er klang sehr aufgebracht) Ich liege seit Tagen hier im Tunnel, ernähre mich aus den Taschen der Toten und vom Wasser, das in den Tunnel eindringt. Und ich warte und warte auf Rettung! Ihr könnt mir doch nicht erzählen, daß ihr euch in all der Zeit nicht durch einen verschütteten Tunneleingang gegraben habt?«

»Nun, wir sind keine Retter. Womit senden Sie eigentlich?«

»Ich sagte doch, ich bin im Tunnel! Da gab es eine Explosion. Da hinten irgendwo ... [er hustete] Ich sende aus dem Bus. Ich bin einer der Passagiere, verdammt!«

»Sie haben also das Bus-Funkgerät?«

»Ja, ist doch egal! Ich bin hier, rettet mich!«

»Äh ... , wir wissen nicht, wo Sie sind. Tut uns leid!«

»Wie? Was? Wovon redet ihr? Hier ist doch nur *ein* Tunnel in der verfluchten Stadt eingestürzt und ihr wißt nicht wo?! Ist ja nicht so, als würde hier jeden Tag ein Tunnel einstürzen! Aber wenn ihr keine Retter seid ... ?«

»Moment, Moment: Können Sie denn beschreiben, wo Sie sind?«

»Nun [nachdenklich], ich fuhr vor ... Tagen, am Dienstag, mit der 52 zur Arbeit. Mitten im Tunnel gab es ein Donnern, und es dunkelte. Dann kippte der Bus und als ich erwachte, da war ich der Letzte im Bus, der noch atmete. Und seitdem ich das Funkgerät entdeckte, sende ich nun. Ich glaube,

heute ist der zehnte Tag seitdem! [...] *Wieso dauert das so lange?*«

Gerade, als ich dem Geschrei entgegen wollte, hielt mich Patricia davon ab, indem sie meine Hand am Funkgerät festhielt. Sie schaute mir tief in die Augen und ich wußte, was sie mir zu sagen begehrte.

Um es auf einen Nenner zu formulieren: Der arme Kerl wußte gar nicht, daß eine detonierende Nuklearwaffe über ihn hinweggefegt ist! Und der dachte jetzt, es sey nur ein blöder Tunnel eingestürzt! Das, was jetzt wichtig war, blieb die Antwort an ihn: Sollten wir ihm mitteilen, daß er einer von womöglich nur vier Überlebenden des Planeten sey? Oder etwa, daß er zumindest der einzige lebende Stadtbewohner war? Oder daß er auf Rettung warten könne, bis er schwarz würde? Oder daß – falls er sich doch selbst zu befreien imstande sey – seine gesamte Existenz verloren sey? Und damit sind nicht nur seine Wohnung, sein Vermögen, seine Familie und Freunde gemeint, sondern vor allem seine Zukunft. Oder vielleicht hätte er gerne wissen wollen, daß er durch seine Strahlenvergiftung schon länger dahinsiechte, als er eigentlich dürfte? Wir *konnten* der armen Sau einfach nicht helfen!

Uns verblieb das Warten und Überlegen. Wie klug es war – bei aller Freude über sein Dasein –, ihm zu erzählen, daß er bald sterben würde, und es keine Möglichkeit gäbe, zu ihm vorzudringen? Und selbst, wenn wir den Tunnel gesehen hätten (was nicht der Fall war, da wirklich alles in diesem angegriffenen Tal mit Trümmern von Gebäuden überdeckt war und damit gleich aussah), hätten wir trotzdem keinen Schutz vor der radioaktiven Reststrahlung, der wir durch die wahrscheinlich weltweiten Nuklearangriffe

sowieso schon um uns herum ausgesetzt waren. Und überhaupt war es gefährlich, solange und so nahe an der *Stadt* zu sein. Am Ende käme nur auch die Strahlenkrankheit über uns, die den Unbekannten gewiß schon längst befallen hatte.

Am besten wäre es wohl gewesen, sich für einige Jahre in einen Erdbunker mit genügend Vorräten einzuschließen und dann – nach der Zeit der Ruhe – wieder zu erwachen. Nur hatte ich mir leider keinen solchen Bunker gebaut, und wußte auch nicht, wo sich einer befand.

Was uns blieb, war einfach formuliert, aber schwer auszuführen: *Die Abwendung*. Während der Tote auch weiterhin am Funkgerät nach uns rief, drehten wir uns um und gingen schweigsam zum Auto zurück, um dann die aus der Stadt führende Straße wieder hinaufzufahren. Wir sahen uns ihm zu helfen unfähig, ohne uns selbst zu schädigen. Und selbst, wenn wir das Risiko dennoch eingegangen wären: Gefunden hätten wir ihn nie, und schon gar nicht zu zweit ohne Hilfsmittel aus einem verschütteten Tunnel bergen können.

Ab diesem Moment wechselten wir kein Wort mehr zu diesem Thema. Wir beide dachten wohl gleich: Wie ironisch es sey, Denjenigen zurückzulassen, nach dessen Gesellschaft wir uns gesehnt hatten.

Das Schweigen währte etwa eine Stunde. Und an was für ein armseliges Dasein wir erinnert wurden: Wenn auch noch die wenigen Überlebenden zum Sterben verurteilt sind, wie soll es dann erst uns ergehen? Auch gibt es keine Zukunft: Zwei Menschen alleine würden niemals die imposanten Gebäude bewohnen, die feinen Dinge essen, die luxuriöse Kleidung tragen. Und wenngleich uns die Welt offenstand und wir tun dürften, wonach uns der Sinn wäre, könnten

wir uns doch nie selbst des Studiums belehren; könnten nie Pflanzen anbauen, die uns unbekannt sind; könnten noch nicht einmal diesen Kontinent verlassen, da man zu zweit kein Flugzeug oder seetüchtiges Schiff betreiben könne.

Ich sah unsere Zukunft als so finster an, daß selbst die Vorstellung, am Ende durch die Wildnis zu streifen, sich von Gefundenem und Gejagten zu ernähren, auf Moos zu schlafen und letztlich auch in absoluter Einsamkeit (wenn nicht sogar *an* Einsamkeit!) zu sterben, übertrieben optimistisch klang.

\*\*\*

Einige Stunden fuhren wir weiter. Immer irgendwelche Straßen entlang, wobei ich versuchte, die eine Himmelsrichtung so gut es ging einzuhalten. Durch fehlenden Verkehr kamen wir so gut voran, daß es wirkte, als würden wir in einem besonders schnellen Auto reisen. Aber es durfte nur ungehindert fahren.

Die am Straßenrand und an Kreuzungen stehenden Wagen riefen in mir das Bild der eingeebneten Stadt hervor. Die vielen Körper in und um die Autos, an Häusern in passierten Dörfern, auf den Wiesen und Feldern und sogar im Wasser treibend, ließen mich an die globale Stille erinnern und an den Umstand, *wieso!* Für mich stellten sich nur zwei Fragen: *Wieso so viele* und *wieso so plötzlich?* Und *wieso wir nicht?* Ich schien das Problem einfach von Grund auf nicht zu verstehen!

»Patricia? Was tun wir hier eigentlich? Wohin zum Geier fahre ich?« Sie kaute gerade etwas und antwortete daher nicht sofort. Das ließ ihr wohl Zeit, ihre Worte bedacht zu



formulieren: »Wohin wir fahren? Unser Antrieb sollte nicht ein bestimmtes Ziel sein, sondern die Gewißheit, uns von einem anderen Ort zu entfernen! Einen Ort der Anarchie und des nach Leichen riechenden Chaos! In meinem ganzen Leben bin ich keiner abscheulicheren Wahrheit begegnet (noch nicht einmal in *der* Nacht), sodaß dies nur die logische Reaktion darauf ist! Und eine vergleichsweise Aggressive dazu. Was willst du von mir hören? Daß wir da auf diesen Berg fahren sollen [sie zeigte in die Landschaft]?«

»Nein! Ich meine ... – ich weiß auch nicht.« Meine Stimme klang zunehmend verzweifelter: »Ich meine, ob du einen Verwandten kennst, dessen Schicksal dir ungewiß ist, und den du vielleicht lebend wiedersehen willst. Jetzt, da wir Kontakt mit dem Kerl im Tunnel aufgenommen hatten, bestünde ja die Möglichkeit, daß der, den du suchst, auch noch lebt und auf Hilfe wartet!«

»Also erstens ... kenne ich keinen, der mir etwas bedeutet. Ich bin diesbezüglich völlig autonom. Zweitens ist die Chance, den Gesuchten zu finden (selbst wenn er über Funk Kontakt aufnehmen würde) äußerst gering, wenn man bedenkt, daß der Kerl im Tunnel vermutlich der einzige Überlebende einer Großstadt mit mehreren Hunderttausend Einwohner war!«

»Moment, das wissen wir nicht! Es war nur der Einzige, den wir zufällig auf dieser Frequenz empfangen!«

»Wie auch immer – es ist nicht entscheidend! Und drittens würde der Gesuchte ebenfalls mit Verstrahlungsercheinungen zu tun haben, falls wir ihn denn finden sollten!«

Das entbehrte nicht einer gewissen Logik. Trotzdem konnte ich ihr nur diese eine Frage stellen: »Hast du vielleicht

nur Angst, einen Anblick zu erleben, den du fürchtest? So wie ich es tat, als ich Filea suchte?»

Sie antwortete nicht darauf. Und ich verstand es. Die häufigen antwortlosen Reaktionen offenbarten, daß sie es gewohnt war, sich Konfrontationen nicht zu stellen, sondern sie im Schweigen zu absorbieren, und damit zu flüchten.

Langsam erkannte ich Details ihres Lebens: Ich begann zu lernen, was sie antrieb, was sie reizte. Die anfängliche Wortkargheit blieb natürlich auch weiterhin bestehen. Aber ich lernte, mit ihr umzugehen: Ebenso, als wollte ich mit jemanden gezwungenerweise über einen längeren Zeitraum kommunizieren, würde ich umso weniger auf seine unverständlichen Laute hören, als mich vielmehr auf seine wesentliche Gestikulation konzentrieren!

Durchaus verstand ich Patricias verbitterte Haltung: Sie schien nie in ihrem Leben einen festen Bezugspunkt gehabt zu haben; mag sein, daß sie noch nicht einmal ihre Eltern kannte, und dann – nach einem Dasein in banaler Umgebung, mit nichtssagenden Freunden – die Sache mit der Vergewaltigung. Auch, wenn Patricia anders sprach, tat es mir doch tausendfach leid und hatte mir selbst bald gewünscht, den Kerl in die Finger zu kriegen. Doch sie hat recht damit, daß Rache unter diesen Umständen keinen Sinn ergibt. Nach meiner Meinung sollte aber trotzdem jeder, dem eine Vergewaltigung nachgewiesen werden kann, sofort hingerichtet werden. Ich finde, die sind noch schlimmer als Solche, die wegen Geld morden!

Jedenfalls gebar sie dieses Kind. Und ich bemerkte über die letzten Tage, wie lieb sie es gewonnen hatte. Möglicherweise ist sie nun verärgert und enttäuscht, daß sie dem einzigen, das sie liebt, keine segenreiche Zukunft bieten

kann. Und vielleicht hat ihr eigentliches Leben ab dem Tag (*dem* Tag!) der Geburt ihres Kindes erst begonnen? Seine Persönlichkeit zu entdecken, braucht seine Zeit. – Ich selbst weiß, wer ich bin; und wenn ich sterbe: wer ich war. Sie weiß das wohl noch nicht.

\*\*\*

Zwölf Tage sind seit dem Besuch in der Kaserne und sieben seit dem Funkkontakt mit dem Überlebenden vergangen. Wir haben weder das Gegenmittel für Nervenkampfstoffe, noch die Gewehre benutzen müssen, da wir einfach niemandem begegnet sind – weder Soldaten noch Zivilisten! Die Strahlungsintensität hat sich während unserer Reise durchs Land nicht wesentlich geändert. Ebenso wie die Vergrauung der Atmosphäre (ich weiß, daß dies der Theorie des globalen Fallouts widerspricht!). Die Nächte waren ungewöhnlich kalt für diese Jahreszeit, während die Tagestemperatur kaum 15 Grad Celsius zu erreichen schien. Wie auch, wenn der Himmel Tag für Tag so grau verhangen ist, als hätte ein Vulkan riesige Mengen Asche in die Luft geblasen!

Der Grund dafür, warum wir überhaupt fast zwei weitere Wochen überleben konnten, war nicht der, daß wir nach Belieben Supermärkte plünderten! Wie wir wußten, war das meiste Zeug darin verdorben. Eigentlich lebten wir von den luftdicht verpackten Vorräten, die ich in den letzten zehn Minuten in der Kaserne eingesammelt hatte. Derartige Vorräte haben stets eine lange Haltbarkeit. Wasser und Gebrauchsgegenstände stahlen wir nach wie vor aus Häusern und Geschäften. Um unser tierisches Protein zu ergänzen, hatte ich zwei Tage zuvor eine wilde Hirschkuh erschossen,

deren Lebendigkeit (wenigstens vor dem todbringenden Schuß) mich stets aufs neue erstaunte. Sie und wir waren der Beweis, daß es keine universelle Tötung gab, sondern eine selektive. Eine hochselektive. Ich weidete jedenfalls das Tier aus und erinnerte mich, daß man bei Kontamination das Fleisch um die Knochen herum verwenden kann, die Innereien jedoch nicht. In einem nahen Baum fand ich sogar zwei Vogeleier. Vögel dürfte man jedoch nicht essen, da diese besonders strahlenbelastet werden, die Eier schon.

Mein Versuch, mich zu erinnern, wie alles begonnen hatte, schlug fehl. Nie im Leben hätte ich geglaubt, daß es mit einem Motorradunfall beginnt, und nun so aussieht: Wochenlang niemanden begegnet, hilflos, ratlos, zumindest nicht hungrig. Und in akuter Gefahr scheinbar auch nicht! Was passierte hier nur?

Am nächsten Morgen geschah das Besondere seit Tagen. Erst fiel es uns beiden nicht augenscheinlich auf, doch dann hielten wir doch neben dem verdächtigen Fahrzeug: Es handelte sich um einen heruntergekommenen Jeep blauer Farbe mit abgebrochenen Seitenspiegeln und Unmengen von Schrammen im Lack. Das Auffällige war auch nicht, daß er mit geöffneter Fahrertür mitten auf der Straße stand, oder nirgendwo ein Anzeichen eines Leichnams vorlag (wie wir über die Wochen beobachtet hatten, schleppten einige der größeren Raubsäuger die Kadaver in die Wälder oder zerlegten sie erst dort. Im allgemeinen schien auch die Population von Füchsen und Wölfen zugenommen zu haben, die häufiger nun auf Feldern gesichtet wurden). Das Ungewöhnliche jedenfalls war die Beladung des Jeeps. Auf der kompletten Rückbank und im gesamten Kofferraumbereich waren unzählige Konserven, Flaschen, Tüten und Päckchen mit

Lebensmitteln aufgestaut. Fast wie bei uns. – Und erst diese Analogie brachte uns auf die vage Idee, das Auto könnte noch bis vor Kurzen jemand befahren haben, der wie wir ... überlebt hatte.

Auf unsere Rufe im Umkreis des Wagens gab es keine Antwort. Der Fahrer schien jedoch ein Mann zu sein, da ein Foto einer Frau nahe dem Lenkrad aufgeklebt war. Auch die aufgetürmte Kleidung im Fahrzeug gehörte wohl einer männlichen Person.

»Ich würde vorschlagen, einer durchsucht das Fahrzeug und der andere sieht sich die Umgebung genauer an, ob er entdeckt, was den Fahrer zum Verlassen seines Fahrzeugs getrieben haben könnte.«

»Einverstanden, ich sehe mich in der Umgebung um, da ich sowieso mal hinter die Büsche wollte! Du paßt doch derweil auf Claudia auf, nicht wahr?«

»*Claudia*?! Hast du dich also endlich auf einen Namen geeinigt!« Verschwiegen lächelte sie mir zu und ging.

»Sey vorsichtig!« lächelte ich zurück.

Claudia setzte ich also auf die Fahrerseite und griff über sie hinweg. Mir fiel sofort auf, daß noch genügend Benzin im Tank war. Und selbst der Zündschlüssel steckte noch! Nach dem Zustand und der Haltbarkeit einiger abgelaufener Lebensmittel war der Mann schon einige Wochen unterwegs, wohl etwa so lange wie wir! Daher schien unsere Hypothese über einen Überlebenden zu sprechen, durchaus gestützt. Aber wieso war auch er so isoliert? Ich öffnete das Handschuhfach und mir fielen Papiere und Stifte entgegen. Darunter auch ein dickeres Buch, eine Tagebuch-Aufzeichnung! Auf der ersten Seite in der oberen Ecke waren Worte zu lesen: *Archibald Repers*. Das war wohl sein Name.

»Vielleicht wirst du dich eines Tages an das erinnern, was ich dir jetzt sagen will.« Ihr stummes und argloses Gesicht verzauberte mich aufs neue. »In deiner Zukunft«, näherte ich mein Gesicht dem Ihren, »wird es keine Menschen mehr geben. Nur noch die Natur. Falls du uns überleben solltest, waren ich und deine Mutter die letzten Menschen, die du je gesehen hast. Und die ersten und einzigen dazu. Bücher wie dieses [ich hob es ihr vor] werden die einzige Erinnerung an ein längst vergessenes Tagwerk sein. Was du dann den ganzen Tag machen wirst, weiß ich nicht. (Fernsehen gucken wird es wohl nicht sein.) Aber ich möchte dir versprechen, daß ich all mein Wissen zum Überleben an dich weitergeben werde!«

Natürlich hatte sie kein einziges Wort verstanden. Aber es beruhigte mich ungemein, diese Worte ausgesprochen zu haben. Anders würde ich die harte Wirklichkeit wohl gar nicht zu fassen wissen!

Ein paar Minuten nach diesem Gedanken schrie Patricia auf. Aber ich hörte, daß es ein *Ich habe etwas bemerkt*-Schrei statt eines *Ich brauche Hilfe und habe Angst*-Schreies war. Also nahm ich Claudia, meine Schutzbetrachtete, auf den Arm und eilte in Richtung von Patricia. Sie stand dicht der Wagen im Straßengraben. Vor ihr lag ein toter Mann, der sich offenbar durch einen Schuß in die Brust selbst vom Leben befreit hatte. Unweigerlich war anzunehmen, daß es der gesuchte Fahrzeugführer sey. Durch den Zustand seines Körpers war des weiteren zu erahnen, daß sein Tod bereits einige Tage her war.

Zurückgekehrt zu seinem Wagen luden wir brauchbares Gerät, darunter einen leistungsstarken UKW-Empfänger, Batterien, Taschenlampen und ein Fernglas sowie noch wei-

tere haltbare Lebensmittel um. Außerdem nahm ich das Tagebuch sowie einige zusammengefaltete Karten, die mit dem Buch im Handschuhfach gelegen hatten, an mich. Beides hielt ich aus unverständlichen Gründen, vielleicht auch aus Desinteresse, zunächst vor Patricia verborgen. Erst in der folgenden Nacht, als wir nach einer weit gefahrenen Strecke unter einem dichten Baum geparkt hatten, holte ich das Buch hervor und las es von Beginn an im Sitzen durch. Ebenso schaue ich mir alle seine Karten an und tat dies bis tief in die Nacht hinein, während es gewitterte und auf die Frontscheibe der Regen prasselte.

Mit der Taschenlampe hatte ich so neugierig gelesen und wäre fast eingeschlafen, als ein Ast des Baumes über uns im Wind abbrach und aufs Dach fiel. Der Knall weckte nicht nur mich, sondern auch die anderen beiden auf dem Beifahrersitz. Erst mußte ich Patricia beruhigen, daß es nur ein Ast gewesen sey. Auf die Frage jedoch, was ich las oder woher ich es hätte, reagierte mein erfrischter und über den Inhalt der Aufzeichnung im höchsten Maß erstaunter Geist damit, daß ich ihr das Buch und die Taschenlampe wortlos reichte, und sie lesen ließ:

... Wie dieses Buch ... gehört mir auch mein Leben. Doch wie das Buch ist auch mein Leben nichts mehr wert, da es niemand lesen wird. Letztlich ist es eine bloße Ansammlung von Papier voller psychologisch bedenklicher Worte.

Noch immer frage ich mich nach der Permanenz und Intensität meiner Halluzinationen und den Grund, warum sie mir grundlos Tote zeigen. Tatsächlich läßt es sich nur mit unfaßbar beschrei-

ben, was geschehen sein muß (ich selbst war zwar mittendrin, jedoch nicht Zeuge der Ereignisse): Da ereignet sich eine Seuche oder so was am anderen Ende der Welt, und hier bricht ein Krieg aus!

Leider hatte ich nicht genug Zeit, Paul weiter auszufragen, als er mich weckte. Gerade hatte ich im Pausenraum mein Frühstück eingenommen, und war doch so müde, um wieder einzuschlafen. Lange dauerte es nicht, da weckte mich Paul aufgeregt und sprach, ich müsse sofort in die Unterzone 2 gehen, um die Moderatoren der Heizstäbe dem Prozeß der Abkühlung anzugleichen. Dazu muß derjenige, der dieses Buch hier findet (falls er es findet), wissen, daß ich in einem Kernkraftwerk gearbeitet habe. Ich war Techniker und heute morgen war es wie gesagt meine Aufgabe, in einen Strahlenschutzanzug zu steigen, und im entsprechenden Kontrollraum auf meine Aufgabe zu achten. Und Paul war ... – ist ja eigentlich egal, wer er war. Nun, ist er mein bester toter Freund.

Na, jedenfalls wollte ich natürlich wissen, wieso die Eile und so, und er sagte mir, daß es gerade in den Nachrichten kam! Wie ich es verstand, war irgendwo in Zentralasien in irgend so einem Land eine Seuche oder Krankheit oder so ausgebrochen, die innerhalb kürzester Zeit Hunderte dahingerafft hatte. Und das Staatsoberhaupt dieses Landes beschuldigte nun China, Biowaffen



eingesetzt zu haben! Diese Beschuldigung wurde natürlich dementiert, doch nur eine Stunde später oder so soll sich in einem weiteren an Rußland grenzenden Land noch so eine Massen-Epidemie ereignet haben! Alles ging nun ganz schnell: Das Sterben der Zivilbevölkerung durch die unbekannte Biowaffe wurde nun China gänzlich in die Schuhe geschoben und versprach Vergeltung. Einige kleinere Militärbasen an der chinesischen Grenze sollen beschossen worden sein, und umgedreht richtete China seinen Vergeltungsschlag wiederum gegen die beiden Hauptstädte – ein Teufelskreis!

Die Nachrichten waren aber schon weiter und berichteten nun von unerklärlichen Seuchenausbrüchen in der Mongolei, Usbekistan, Kasachstan und Indien! Diese offenbar nicht in Verbindung stehenden Länder griffen die Beschuldigungen der ersten Beiden auf und drohten ebenfalls mit Verteidigung. So sehr China seine Unschuld auch vertrat, soll sich der offene Krieg zwischen diesen Parteien – so unverzüglich wie noch nie in der Kriegsgeschichte – entwickelt haben. Die Nachrichten faßten dies zusammen und warnten zugleich vor Einreisen in diese Länder blabla.

Was uns aber interessierte war, daß Paul den Anruf erhielt, die Leistung des Atomkraftwerks auf ein Viertel zu reduzieren und sich für die vollständige Abschaltung bereitzuhalten. Grund

für diese Maßnahme war die Nähe zu einem dieser bekriegten Länder, und man rechnete damit, daß eine Bombardierung auf Kraftwerke nicht auszuschließen sey. Ich wartete nun schon eine halbe Stunde alleine im Kontrollraum auf weitere Instruktionen von Paul, als die Erde und das Gebäude bebten und ich um die Stabilität des Reaktors fürchtete. Urplötzlich traf mich etwas im Genick, und als ich wieder erwachte, lag ich unter einigen Trümmern, aus denen ich mich aber leicht befreien konnte. Da mein Anzug eingerissen war, und der Reaktor höchstwahrscheinlich leckte (wie mein Strahlenkärtchen zeigte), floh ich durch den Notausgang auf das Betriebsgelände und staunte nicht schlecht, das halbe Verwaltungsgebäude in Schutt zu sehen. Da ich sonst niemanden erblickte, aber die Warn Glocke vom Kraftwerk schallte, nahm ich an, bei der Evakuierung vergessen worden zu sein, auch wenn es mir komisch erschien, daß noch alle Wagen unberührt auf dem Parkplatz standen.

Um nicht weiter eventueller Strahlung ausgesetzt zu sein, setzte ich mich in mein Auto und fuhr los. Und ab hier begannen meine Wahnvorstellungen: Das Gelände war zu keinem Meter abgesperrt, weit und breit kein Mensch zu sehen. Trotz, daß das Kraftwerk abgelegen stand, traf ich erst nach drei Kilometern auf Tote. Nur Tote! Ausnahmslos keiner war mehr lebendig.

Waren sie geflüchtet und ließen die Toten zurück? Das paßte überhaupt nicht ins Bild! Paul sah ich nie wieder, meine Frau fand ich daheim tot im Flur liegend – den Staubsauger in der Hand, so als sey sie nur ohnmächtig geworden –, nur der Nachbarhund kläffte. So laut ich rief, hatte mich niemand gehört. Erschrocken und geängstigt von der Totenstille fuhr ich fort.

Wie schnell ein solches Ereignis doch bewirkt, kein Ziel seiner Reise festlegen zu können!

**Tag 2** Die Gestorbenen schienen nicht gelitten zu haben. Viele der Leichen in den Geschäften liegen so da, als seien sie allesamt auf der Stelle tot umgefallen. Nicht ein Körper besitzt ein Anzeichen oder liegt in der Position, auf der Flucht vor dem Unheil gestorben zu sein.

Ich erkenne keinen Sinn in der Lage der Toten: Einige sitzen am Steuer ihres Fahrzeugs, andere hatten es sich vor dem Fernseher zu Hause bequem gemacht (das stellte ich fest, als ich eines der Häuser durchsuchte). Die Telefone sind tot und von der Polizei lebt auch keiner mehr. Ganz offensichtlich sind alle Einwohner dieser Stadt ebenfalls an den Folgen der erwähnten Biowaffe gestorben. Aber warum nicht dann auch ich?

Sollte ich in dieser Stadt warten, bis Hilfe eintrifft? Aber ich fürchte, wie unklug es ist, sich längere Zeit an einem Ort aufzuhalten, an dem alle durch biologische Kampfstoffe verreckt sind. Und wieso fallen keine weiteren Bomben? Den

ganzen Tag über habe ich nichts gehört! Nur die Natur gibt ihre altbekannten Laute von sich.

**Tag 3** Jeden Abend einen Eintrag in dieses Buch zu machen, das ich in einem Schreibwarengeschäft ... gestohlen habe, beruhigt mich unheimlich. Durch meine Worte fühle ich mich nicht allein. Aber die Wirklichkeit ist: Ich bin allein!

In jedem Ort, den ich durchfahre, halte ich auf der Hauptstraße, hupe minutenlang und warte auf Lebenszeichen. Aber da ist niemand! Bin ich denn wirklich allein auf dieser Welt? Wenn doch wenigstens meine Frau bei mir wäre!

**Tag 4** Heute habe ich mich mehrfach dabei erwischelt, wie ich Selbstgespräche mit meiner Frau führte: Ich kritisierte und wies auf verschiedene Sachen hin, die ich sah. Doch selbst witzige Bemerkungen munterten mich nicht auf.

Früher dachte ich daran, daß all die Abenteuerfilme im Kino mir nur das sehnsüchtige Verlangen nach ein bißchen Abenteuer und Aufregung zeigen, die in dieser ach so zivilisierten Welt nicht mehr vorzukommen scheinen. – Abenteuer. Pah! Mein ganzes Leben ist zu einem Abenteuer geworden! Täglich muß ich Nahrung stehlen, und mich beherrschen, mir nicht den Schädel einzuschlagen, nur um diese gräßlichen Bilder loszuwerden.

**Tag 7** Gestern und am Tag zuvor habe ich nichts in das Buch geschrieben. Ich hatte genug da-

von, in jedem Kaff zu halten und bin stattdessen fast zwei Tage pausenlos auf unsere Hauptstadt zugefahren. Ich dachte, wenn es Überlebende (wovon auch immer) gäbe, würden sie dort zu finden sein. Aber bereits auf dem Weg dorthin begegnete ich keinem Menschen auf zwei Beinen. Na ja, bis auf den, der mit dem Oberkörper über seiner Motorhaube lag, und nicht zu Boden gerutscht war.

Ich habe die Hauptstadt erreicht. Die ehemalige Hauptstadt! Vergleichbares habe ich noch nicht einmal im Fernsehen gesehen! Und dabei war ich jemand, der recht viel schaute! Ich mochte es sogar! – Vielleicht, bis auf die Werbung: Sich den ganzen Tag hübsche und makellose Gesichter in der Reklame und Zeitschriften-Werbung anzusehen, macht die Birne matschig und versaut darüber hinaus das Selbstvertrauen!

**Tag 8** Gestern war ich zu müde, um den Gedanken zu Ende zu schreiben: Ich wollte ja von der Hauptstadt berichten.

Ganz drinnen war ich nicht. Erstens war keine Straße erhalten, die hineinführte. Und zweitens sah ich schon aus zehn Kilometern Entfernung, daß kein Mensch dort sein konnte. Wie ich das aus dieser Entfernung feststellen konnte? Ganz einfach! Kein Gebäude ragte mehr als drei Meter über der Erdoberfläche. Häuser des Stadtrandes bildeten riesige Trümmerebenen. Multiple Brände ergänzten das Chaos. In der ganzen Umge-

bung hatte sich eine Art Staubschicht abgelagert, die an meinen Schuhen klebte.

Meine Fassungslosigkeit über das Geschehene wurde nur noch von dem Erstaunen über die mir zugewiesene Wirklichkeit übertroffen.

Der Mensch ist der Natur überlegen. Das zeigt bereits die Tatsache, daß es mehr menschliche Individuen gibt als katalogisierte Arten von Lebewesen. Allerdings ist der Mensch von niederem Getier insofern zu unterscheiden, als daß er Kultur mit konstruktiven Schaffen vereint, dafür aber nicht die instinktive Eleganz besitzt, sich in der Natur zu behaupten. Immer wieder hatte ich in meinem Leben die Bauwerke bewundert, die geschaffen worden sind. Doch der Anblick des mir Vorliegenden ließ mich erschauern und lieferte keinen rechtfertigenden Beweis für diese Bewunderung.

Was immer es vorher war – eine Stadt war es nun nicht mehr: In noch einigen Kilometern um das Zentrum herum rauchten die Reste von ausgebrannten Autos und Gebäuden. Die regelrechte Niedergeschlagenheit der Stadt fürchtet mich und ich hege nicht den Wunsch zu wissen, was mit all jenen geschehen ist, die sich in den nunmehr ausgehöhlten Ruinen befunden haben.

Mit einem tristen Blick sehe ich in mein hoffnungsloses Dasein, und möchte mit makabrem Erstaunen bemerken, wie schnell das ging. Nun

gut: Die Einwohner von Nagasaki dachten zu ihrer Zeit wohl auch nicht an so eine Blitz-Tat, bevor die Bombe fiel! Allerdings glaube ich nicht, daß selbst mehr als zweihundert Kilometer entfernt von Nagasaki noch irgendwelche Leichen grundlos herumlagen!

Die Hoffnungslosigkeit überwiegt; es kommt mir vor, als ließe sich mein Schicksal auf den folgenden Satz zusammenfassen: »Gestern noch unbescholten im Leben, heute unwissend zwischen Tod und Leben!«

**Tag 13** Heute habe ich eine enge Schlucht passiert. Gewiß nicht aus Forscherdrang – du kennst mich ja, Martha! Nein, ich hatte dummerweise versäumt, auf die Tankfüllung zu achten und blieb auf meinem rastlosen Weg durch diese sterbende Welt liegen. Ich schaue mir die Landschaft und Städte an, und stelle fest, daß nur ähnlich große Städte wie die Hauptstadt nuklear bombardiert worden sind, wenn auch nicht mit diesem extremen Schaden wie Erstgenannte. Ich stelle mir oft die Frage, ob die Reststrahlung der Detonationen auf mich einwirkt. Aber ich fühle mich gesund. Und wenschon, was sollte ich dagegen tun?

Jedenfalls hatte ich diesen Kanister dabei und lief nun durch die Gegend, um Benzin zu finden. Dabei wäre ich beinahe verdurstet, da ich mich selbst nach rund zwei Wochen nicht traute, das Oberflächenwasser zu trinken (noch immer

versuche ich bei der Erdgründung der Todesursache all der Menschen Parallelen zu finden, und vielleicht war ja etwas im Wasser!). Erst an einem Bauernhof fand ich im Kühlschranks verschlossene Getränke. Kühl waren sie allerdings nicht, denn wie ich nicht erwähnen brauche, gibt es keine Elektrizität mehr. Selbst Frühmenschen waren wohl fortschrittlicher organisiert als heute! Aber es war gut zu spüren, wie meine Füße nach der langen Wanderung schmerzten. Die bequemsten Schuhe der Welt sind eben immer noch keine Schuhe! Immerhin gibt mir das denjenigen emotionalen Hintergrund, der mir beim Anblick all der Toten täglich genommen wird. Die Toten, die überall herumliegen und niemand begraben wird.

Als ich auf dem Bauernhof war, sah ich mir bei der Gelegenheit auch gleich mal das Silo an, da ich irgendwo mal gehört hatte, daß das Getreide in Silos vor einem radioaktiven Fallout geschützt sey. Auch wenn du jetzt tot bist und wahrscheinlich genauso vermodert aussiehst wie der Mann im Stall, könnte mich ein primitiv gebackenes Brot vielleicht noch eine Weile am Leben halten. Mit einem Kanister Benzin in der einen Hand und einer Tasche Korn in der anderen machte ich mich auf dem Rückweg zum Auto.

**Tag 15** Diese Nacht ist klammkalt. Erinnerst du dich, wie ich dir immer sagte, ich würde Kälte besser als Hitze vertragen? Aber heute



wünschte ich mich in die Tropen! Dabei verstehe ich gar nicht, wieso das so rasch abkühlt! Und das um diese Jahreszeit! Konnte man gegen Sonnenuntergang – falls man die Sonne bei dieser täglichen Himmelstrübe überhaupt mal sieht – noch oberkörperfrei herumlaufen, will man sich kaum eine halbe Stunde später zum Schlafen in die dickste Decke einwickeln! Aus diesem Grund habe ich mir auch einen Schlafsack im Geschäft geklaut. Aber denke jetzt bitte nicht, ich hätte mich zum Dieb entwickelt! Es ist ja schließlich ein Notfall! (Wenn auch ein nicht enden wollender!)

Schließe ich dann aus Angst vor wilden Tieren alle Fenster, und schlafe im Wagen, scheint es recht gemütlich ...

Das neue Leben ist zwar interessant, doch auch hoffnungslos. Ich dachte, ich würde es ertragen und mich anpassen. Doch zu schwach ist mein Wille. Was sollte ich alleine nur tun? Wäre es vermessen, mich als Auserwählten zu bezeichnen? Da ich der Letzte meiner Art bin? Aber warum ich? Niemals wird es mir jemals sagen können. Am liebsten würde ... ich ...

Dies war der letzte Eintrag von Archibald an seine Frau Martha. Und der Denkwürdigste der ganzen Aufzeichnung. Dennoch nicht so interessant wie die Straßenkarten, die dem Tagebuch beilagen, und mich fast noch mehr meine Aufmerksamkeit an sich rissen als das Buch des Toten:

Archibald hatte tatsächlich seinen Weg durch sein und die Nachbarländer vorbei an allen Grenzen dokumentiert! Er hatte auf den Karten nicht nur seine eigene Route eingetragen, sondern auch jene Städte markiert, die nach seiner Meinung durch Nuklearwaffen zerstört worden sind. Weiterhin hat er durch Schraffur all jene Gebiete gekennzeichnet, in denen ihm regelrechte *Leichenfelder* (wie er es in der Legende übersetzt hatte) aufgefallen waren. Viel Fläche hatte er freilich nicht besehen können – jedenfalls nicht im globalen Maßstab. Aber trotzdem wurde deutlich, wie durchgängig der Tod in ländlichen wie auch städtischen Gebieten gewütet haben muß. Schraffuren traten nach Archibalds zusammengelegten Karten fast in jedem Ort auf, nur an einigen stand über dem Ortsnamen ein Fragezeichen, in die er sich entweder nicht hineingetraut hatte oder ihm zur Besichtigung Zeit oder Lust fehle. Städte, die das Symbol der Radioaktivität trugen, waren die meisten Großstädte und zwei Hauptstädte, was die militärisch-gezielte Bombardierung bewies.

Archibald schien bis hierher, wo auch ich und Patricia jetzt standen, die Hoffnung nicht aufgegeben zu haben, in einer Großstadt vielleicht doch noch auf Überlebende zu treffen. Bis *hierher*! Vielleicht hat er die Hoffnung nach den zwei Wochen verloren, hat angehalten, ist ausgestiegen und hat sich aus Hoffnungsverlust selbst getötet.

Auch, wenn wir es besser wissen, und uns es nicht wie ihm erging, ist es auch für uns nach dieser Zeit unwahrscheinlich geworden, noch auf andere zu treffen.

Die Erkenntnisse des Toten erschraken uns: Nur zu leicht konnte man darauf schlußfolgern, wie es im Rest der Welt, womöglich auf jedem Quadratmeter jedes Kontinents aus-

sah. Es entmutigte uns so sehr, daß wir gemeinsam beschlossen, den Plan abubrechen, solange sinnlos umherzufahren, bis wir irgendwann doch auf eine Gruppe Überlebender stoßen (die es aber eben vielleicht gar nicht gab!). Stattdessen bekannten wir uns zur Aussichtslosigkeit der Situation, die sich schon lange um allgemeingültiges Sein entwickelt hatte. Doch zuerst ... schliefen wir aus.

## 11 Emotionen

Gleich nach dem ersten hellen Farbton am Morgen (die Helligkeit der Sonne war zu dieser Zeit für den Morgen nicht Ausschlag gebend!) öffnete ich die Augen und hatte Patricia so nah vor mir. Sie atmete mir ins Gesicht.

Verwegen schön war an der Situation außerdem, daß sie beim Schlafen zu lächeln schien und darüber hinaus nicht mit mir zusammen erwachte, sodaß ich sie noch länger anschauen konnte. Dann erwachte sie doch: »Du bist ein wunderschönes Mädchen!« flüsterte ich ihr zu, worauf sie keine Miene verzog: Dafür legte ich meine flache Hand auf Claudias Bauch und streichelte ihn. Patricia wußte, wen ich mit diesem Kompliment angesprochen hatte. Nach einem Frühstück begann unsere Diskussion: »Man merkt es jetzt noch nicht. Aber es wird kalt werden in den nächsten Wochen und Monaten. Derart heftig in die Atmosphäre geblasener Staub kann sich sogar Jahrzehnte halten! Langsam werden auch die Pflanzen ausgrauen und selbst konservative Pflanzen sterben. Ackerbau und Gemüsezuucht, um uns langfristig am Leben zu erhalten, wird sinnlos. Eine weitere Konsequenz ist, daß es vielleicht gefährlich für uns wird,

uns eine fertige Bebauung wie ein Haus anzueignen, oder mit dem Zelt wie Nomaden zu leben. — Man müßte eine Art Schutzloch finden, in dem es sich die nächsten Jahrzehnte leben ließe, bis die Natur den nuklearen Winter ausgeglichen hat! Das ist zwar psychologisch extrem anstrengend, aber wenn wir überleben wollen, müssen wir diese dauernde Belastung wohl auf uns nehmen.« – Erstmals bemerkte ich, wie wichtig Patricia unser aller Leben wurde. Es schien ihr ab jetzt etwas daran zu liegen, die uns erteilte Zukunft zu schützen und zu sichern, indem sie mit entsprechender Aufmerksamkeit sich dem annahm. Ferner glaube ich jedoch, daß die Sorge um ihr Kind die primäre Initiative darstellte, die sie dazu bewog, sich ab nun intensiver unserem Wohl zu widmen. Dabei nahm sie mir aber auch einige Last ab.

»Am besten wäre es natürlich, einen vorgefertigten Atomschutzbunker weiterzunutzen. Solche wurden vielfach in alle Ländern für Politiker und anderes entscheidungsträchtiges Volk angelegt. Das Problem wird nur sein, diese zu finden, da sie natürlich nicht im Touristenführer ausgewiesen sind!« – Ich machte ein nachdenkliches Gesicht.

»Das stimmt«, bedrückte es sie, und zeigte eine ebenso nachdenkliche Miene.

»Aber man könnte«, erschien mir eine Idee, »ein ganz gewöhnliches Besucherbergwerk nutzen, es mit Vorräten füllen und in diesem neuen Zuhause, geschützt vor dem Fallout und bis wieder die Sonne wie gewohnt auf der Erde leuchtet, eine Weile leben. Was sagst du dazu?«

»Ein Bergwerk für den Rest unseres Lebens?«

»Es ist ja nicht für unser restliches Leben! Nur zum Schutz vor der Strahlung und anderen etwaigen Gefahren!«

»Claudia müßte dann trotzdem unter Tage aufwachsen!«

»Nein, nein! Das Bergwerk wäre nur unser Rückzugsort.«

\*\*\*

Auf unserer Weiterfahrt erklärte ich ihr, was ich meinte: »Ich stelle mir vor«, fuhr ich begeistert und den Kopf voller Vorstellungen fort: »daß wir uns ein geologisch stabiles Bergwerk suchen, vielleicht nicht gerade einen Salzstollen oder eine Schiefermine, das von normalen Wohngebäuden umgeben ist. Und die annekieren wir zum Leben. Über eine Zeitlang werden wir die Städte in der Umgebung plündern, das Bergwerk bis unters Dach mit Konserven füllen und nur im Notfall – sey es der Angriff durch Soldaten oder ein erhöhter radioaktiver Fallout (den wir natürlich ständig mit den Meßgeräten überwachen werden) – in die sicheren Stollen flüchten und uns bei Bedarf dort verschanzen. Wir würden ein ganz normales Leben an der Oberfläche führen, hätten aber einen Schutzbunker in der Nähe.«

»Zum Schutz vor ... *dem Unerwarteten?*« Ich nickte und vergaß bei der Bestätigungsfreude beinahe das Fahren: »Ich mag keine Überraschungen, weiß aber auf jede angemessen zu reagieren!«

\*\*\*

Am ersten Tag fanden wir diesen ersehnten Ort noch nicht. Auch in der zweiten Nacht nach diesem Beschluß mußten wir noch im Zelt im Freien schlafen. In der Abenddämmerung errichtete ich das kleine Zelt und legte die Schlafsäcke aus. Diese Nacht jedoch war so kalt wie nie zuvor: Trotz der Jahreszeit schien die nächtliche Temperatur bis wie unter den Nullpunkt abzufallen! Es war sogar so kalt,

daß wir vor Fröstel-Zittern nicht einschlafen konnten und ich sogar Patricias Füße reiben und massieren mußte, damit sie keinen Schaden litt. Dann holte ich sogar die Bücher über Gesetzestexte, die wir in Archibalds Auto gefunden und der Vorsicht halber mitgenommen hatten, aus dem Wagen, riß die Seiten aus und stopfte sie der zittrigen Patricia zwischen die Beine in ihrem Schlafsack. Ich legte mich neben sie und schaute ihr in die frierenden Augen:

»Es wird höchste Zeit, uns für ein Haus zu entscheiden!« sagte ich im Scherz. Sie sah an sich herab, auf ihr Kind, das sie vor der Brust hielt. Ich wußte sofort, was sie meinte: Gleich in der ersten Sekunde, als sie an sich herabsah, war mir klar, daß sie Angst hatte, Claudia könne trotz der reichhaltigen Umkleidung erfrieren. Es war an der Zeit für mich, beruhigende Worte zu sprechen: »Das ist jetzt kein Spaß mehr: Wir könnten hier draußen sterben, und niemand würde je nach uns trauern. Daher müssen wir uns mit allem wärmen, was verbleibt: Mit der Zelthaut, wenn es sein muß; mit uns gegenseitig!«

Daraufhin befreite ich mich aus meinem Schlafsack, öffnete den Reißverschluß von ihrem und rückte heran. Über uns breitete ich dann wie eine Decke meinen offenen Schlafsack aus.

Schon der erste Hautkontakt mit ihren Wangen und Schenkeln erzeugte einen großen emotionalen Stau in mir. Ich war aufgeregt und scheu, gleichzeitig aber neugierig. Auch für Patricia muß es eine sehr ungewöhnliche Situation gewesen sein, mich so dicht an ihr zu haben, das kleine Kind zwischen uns in vergnüglicher Wärme, und mein schützend aufgelegter Arm über allem ... und alles umschließend.

»Das ist wunderbar«, lächelte sie zärtlich mit geschlosse-

nen, wenn auch noch immer zitternden Augen.

»Ein wahrer Zauberkünstler vermag es zu tun, aus jeder erdenklichen Lage, egal wie lebensbedrohlich diese auch sein mag, eine romanische Situation zu schaffen.«

Und diese Situation war in der Tat irgendwie romantisch: Claudia muß die Liebe ihrer Eltern gespürt haben. Aber es war nicht die Elternliebe. Es war eine andere.

Auch ich schloß die Augen, dachte neben den romantischen Bedingungen aber auch an etwas anderes: Die Lösung der menschheitlichen Probleme. – So makaber es klingen mag, so ist doch Ruhe in die Straßen eingekehrt, die schon lange erwartet wurde. Ohne Zweifel ist der Mensch das Furchtbarste, das je in der Erdgeschichte erschienen ist. Doch nicht allein durch seine bloße Präsenz, sondern vielmehr durch die Tatsache, daß er fähig ist, Aussterbe-Ereignisse zu überleben! Wann immer die Organismen zu arg für ihre Umwelt wurden, haben Phasen der Extinktion sie getilgt. Doch droht dem Menschen derartiges, schützt er sich mit Erfahrung, Wissen und Equipment, um der Gefahr des Todes entgegenzuwirken. (Zugegebener Weise hat das hier nicht so gut geklappt!)

Doch lasse man mich an einem Beispiel erläutern, welche Ignoranz der heutige Mensch aufzubringen vermag, um zu demonstrieren, daß durch Prominenz und Politik erneut eine Hierarchie ausgeartet ist, die es eigentlich nicht geben dürfte. Man stelle sich also folgendes Szenario vor, in dem ein Dieb mich auf offener Straße bestiehlt, ich aber die Verfolgung aufnehme, ihn stelle und windelweich prügeln, da das, was er mir nahm, sehr wertvoll für mich gewesen ist. Käme es dann dazu, daß man uns vor Gericht bringt, würde gewiß weniger davon geredet, was man mir stahl, als

daß man den verprügelten Dieb als Opfer betrachtet! Noch immer wird das Leben über das Materielle gestellt, obwohl ich schlagartig zehn Dinge nennen könnte, die mir wesentlich wichtiger wären als das Leben eines Solchen, der mich besteht. Und warum wird es dann nicht verallgemeinert? Wenn es gilt, daß Leben bedeutender ist als unbelebtes Materielle, und jeder Mord mit Strafe gesühnt werden muß ... , wieso wird dann nicht ein jeder Ameisenzertretende zur Verantwortung gezogen? Weil man die einzelne Ameise nicht vermißt? Weil die Lebensform zu klein ist? Wo ist dann die Grenzgröße? Oder ist die Ameise nur zu unbedeutend? Denkt man, es gibt genug Gleichartige von denen? – So manch einer mag das auch von den vielen Milliarden Menschen auf unserer Welt behaupten! Fakt ist, daß es stets Diebstähle geben wird, und Morde ebenso, solange man die Verbrecher mit Samthandschuhen anfaßt!

Eine andere Geschichte ist, hilflos der Ignoranz eines von Mitgefühl befreiten Richters ausgesetzt zu sein, frei nach dem Motto: »Sie haben vom Leben genauso wenig Ahnung wie ich von der Politik. – Aber das ist in Ordnung so!«

\*\*\*

Wenn ich mir vorstelle, wie es wäre, wenn ich wirklich für den Mord bei meinem Moped-Unfall vor Gericht angeklagt würde, ergibt sich in meiner Fantasie Folgendes (natürlich mit einer gewissen selbstironischen Übertriebenheit): »Wie konnten sie diesen Mann nur töten, bloß, weil er ihrem Motorroller zu dicht auffuhr?« – Sichtlich wäre der Richter empört über diese Narretei!

Und ich antworte mit einem erregten Lächeln: »Ich weiß natürlich, daß sie das nicht verstehen können. Sie sind eben



nur ein Richter. Aber *ich* stehe in der Blütezeit meines Lebens, und es wäre im höchsten Maße ironisch, wenn (gerade) meine Identität verschwindet. – Wegen dieses Nichts!«

Man kann eben nur mit entsprechender Arroganz dieser verruchten Welt begegnen!

## 12 Wintermond

Es war sehr kalt am nächsten Morgen. Noch viel frischer als sonst, und meine Beinmuskulatur zitterte noch, als ich dabei war, den verlassenem Pfad entlang des Waldstückes zu gehen. Ich ging allein und in der Hand hielt ich eine lange Rute mit zwei Metern Angelsehne und Haken daran geknotet, die ich aus Archibalds Wagen mitgenommen hatte. Mein Plan war, den anderen beiden ein gutes Frühstück zu fischen. Erst als wir gestern die Straße hier in der Nähe entlangefahren waren, bemerkte ich diesen vielversprechenden See, der zum Angeln einlud. Nun suchte ich am Waldrand danach.

Die furchtbare Einsamkeit und schrecklich stillen Wälder waren überaus beängstigend. Wenngleich ich wußte, daß sie nicht belebt waren, lebte doch meine Angst in ihnen. Angst davor, daß mit uns Dreien dasselbe geschähe wie mit allen anderen. Man denke nur an die Situation in einem Stadion und die Tausenden von Toten auf einem Fleck, die selbst nach beliebig langer Zeit keiner wegräumen würde! Sie alle lägen selbst nach so vielen Wochen noch dort!

Man könnte all das auch mit einer Art paläontologischen Überdeckung vergleichen: Daß all das Erbaute (um das sich ab nun keiner mehr kümmern wird) und all die Leichen

mit der Zeit von Erde überdeckt werden und sie von Forschern der Zukunft ausgegraben werden. Da die Menschheit so weiterlebte wie bisher, wurde auch seit jeher jeder nur erschließbare Quadratmeter Boden genutzt und es würde nicht – wie in meiner Überlegung – geschehen, daß die *Forscher der Zukunft* beispielsweise ein Skelett aus einer mit radioaktiven Fallout-Partikeln belasteten Erdschicht ausgraben und zu sich sagen: »Siehe! Das muß einer sein, der bei dem großen Sterben im Jahr *So-n-So* sein Leben gelassen hat!«

\*\*\*

Am Ufer des Sees stocherte ich mit dem Ende der Rute im Boden und hob etwas Erde ab. Ich schnappte mir eine Spinne, die gerade fliehen wollte und spießte sie auf den Angelhaken, den ich gekonnt zwischen die seichten Wogen auswarf. Dann setzte ich mich nieder.

Noch immer schlotterten mir die Knie vor Kälte, und nun wußte ich auch, warum: Ganz unscheinbar rieselten einige Flocken Schnee hernieder und legten sich auf meinem freien Unterarm ab! Und mit Schnee hatte ich derzeit tatsächlich nicht gerechnet! Vor allem nicht zu dieser Jahreszeit!

Es dauerte nicht lange, da kam auch Patricia mit Claudia, die mir gefolgt war. Sie standen neben mir, ich hockte. Schließlich setzten sie sich auf mein Niveau. Ich sah ruhig hinüber in das Gesicht Claudias, die mit begeisterten Augen den Schneefall zu beobachten schien. Sobald einige Flocken auf ihren Wangen landeten und schmolzen, zog ich mit einer Hand ihre kleine Kapuze dichter zum Gesicht.

Wieder auf dem Schwimmer (er bestand übrigens aus einem einfachen Korken) der Angel blickend, sprach ich:

»Schnee ist nicht gut. Das Wetter spinnt. Das könnte der Beginn eines massiven Klimawandels sein.«

»Du meinst einen ... nuklearen *Winter*?«

»Ich wagte es nicht auszusprechen!« – Wir schwiegen.

»Weißt du«, fuhr ich schließlich fort: »Trotz, daß ich viel übers Überleben weiß, und ich den stärksten Selbsterhaltungstrieb aller Menschen besitze, hängt es doch allein vom Glück ab, wo und wie sicher man sich zu Beginn eines nuklearen Winters befindet! Wenn wir bald einen solchen Unterschlupf finden, wie ich ihn mir vorstelle, haben wir noch eine Chance! Wenn es aber weiter schneit, und es vielleicht noch kälter wird, bleibt uns maximal eine Woche.«

»Bis wir sterben?«

Ich fügte dem nichts mehr hinzu, da es mich selbst furchtbar depressiv machte. Einen Fisch fing ich nicht, sodaß es bei einem gewöhnlichen Dosenfrühstück mit eingebüschtem Obst blieb. Fade aber okay. Mein ungehöriger Appetit nach Fisch wurde dieses Mal nicht gestillt.

Wieder auf der Straße, der wir uneingeschüchtert in eine ungewisse Zukunft folgten, durchquerten wir an diesem und dem nächsten Tag weitere Städte – stets an touristisch interessanten Punkten nach Wegweisern zu Bergwerken Ausschau haltend. Die Region an sich war bereits geeignet: Manche verlassenen Städte waren von mittelhohen Bergen gesäumt, eingengt in Täler oder am Fuß einer Passage, die sich in den Hügeln verlor.

Noch immer lagen die Toten beliebigen Alters umher und verwesten. Auch wenn deren von Regen und anderer Witterung zerschlossene und graue Kleidung sie nicht mehr so offensichtlich aufleuchten ließ wie in den ersten Tagen *seitdem*! Ihre Kleiderfarbe hatte sich sozusagen der Farbe der

Umgebung angepaßt. Diese Feststellung allerdings wurde an dem ersten der beiden Tage der Weiterreise gemacht. Am zweiten Tag schon, wahrscheinlich sogar schon in der Nacht zwischen beiden Tagen, hatte es so stark geschneit, daß es Schwierigkeiten machte, die Straße zu erkennen. Das Seltsame war nur, daß dieser *Schnee* an einigen Stellen gräulicher als anderswo zu sein schien, wenngleich es keinen Verkehr gab, dessen Schmutz ihn hätte verfärben können!

Uns stellte sich sogar die Überlegung, ob wir aufgrund der Wetterlage auf ein entsprechend angepaßtes Fahrzeug hätten umsteigen sollen, beispielsweise ein Schneemobil. Bequemlichkeit, fehlender Raum und die niedrige Geschwindigkeit eines solchen Gefährts schreckten uns aber von der Durchsetzung des Plans ab, zumal wir gar nicht den Ort kannten, mit der Suche nach einem solchen Gefährt zu beginnen.

Ein weiteres, besorgniserregendes Problem war die ansteigende Radioaktivität: Einer meiner Vermutungen gefolgt, hielten wir alle paar Kilometer für ein Experiment an. Ich stieg aus und hielt den Geigerzähler über den *Schnee*. Feststellen ließ sich dadurch, daß die Strahlendosis höher war als vor dem Schneefall. Den gemessenen Wert trug ich auf der Straßenkarte ein. So konnte ich – zumindest entlang der Straße, die wir fuhren – alle Intensitäten festhalten und auswerten. Ein Muster ergab sich zwar nicht, aber selbst wenn der Schnee demnächst wieder geschmolzen wäre, hätte ich vorerst nichts mehr aus der Natur gegessen. Pilze und Blattgemüse hatten wir sowieso nicht geerntet, da diese schnell strahlenbelastet sind. Aber selbst Wild, das aufgrund seines Konsums ebenfalls rasch strahlenbelastetes Gewebe anreichert, schossen wir ab jetzt nicht mehr zur

Nahrungsergänzung. Stattdessen lebten wir von Konserven, deren Vorrätigkeit wir nach wie vor durch Diebstahl gewährleisten konnten.

Stunden nach einem der letzten *Schnee-Experimente* durchquerten wir eine an einem Hang gelegene Kleinstadt, die bereits wenige Augenblicke hinter dem Ortseingangsschild eine Überraschung für uns bereithielt: Es war der Wegweiser zu einem Bergbaustollen, lokal als *Grumpelschacht* bezeichnet. Wir folgten sofort und aufgeregt der ausgewiesenen Richtung für angegebene vier Kilometer. Etwas außerhalb der Stadt, die im übrigen bereits so weit zugeschnitten war, daß man kaum noch Straße von Häusern unterscheiden konnte, fuhren wir einige Serpentinaugen hinauf, bogen (einem weiterführenden Schild folgend) dann von der Hauptstraße ab und gelangten sogleich auf einen Parkplatz, auf dem bereits zwei Wagen parkten. Zum Schutz vor dem Schnee mit dicken Jacken bekleidet, liefen wir den Pfad zum Stollen: Eine Art an der Felswand befestigtes Gebäude überdachte und verbarg den Stolleneingang. Ursprünglich diente es der Beherbergung von Souvenirs und Kleidung für die Besucher. Nun war es uns sehr willkommen als Unterschlupf mit anliegender Fluchtmöglichkeit in den Berg beziehungsweise Stauraum in diesem. Ich war augenblicklich begeistert und meinte, daß wir nichts Besseres hätten finden können. Patricia wollte sich erst noch im Gebäude und dem Stollen selbst umsehen, aber für mich war bereits jetzt klar, daß dies unser neues Zuhause für die kommenden Jahre würde.

Mit den Füßen trat ich eine Menge Schnee beiseite, um die Tür zum Stollengebäude überhaupt öffnen zu können. Schon am Eingang des verlassenem Hauses präsentierte sich uns neben Wartebänken, Regalen voller Souvenirs und ei-

nem verwehrten Imbiß eine Tafel mit Lageplan und den Eigenheiten des Stollens. Die Karte der Tunnel offenbarte etliche Kilometer tief in den Berg, und das auf multiplen Ebenen! Auch wenn einige Nebestollen laut Angaben geflutet waren, hätten wir keinen geräumigeren und sichereren Platz vorfinden können, um uns aus dieser fremd gewordenen Welt da draußen ausgrenzen zu können.

Bei näherer Untersuchung des Gebäudes fanden wir drei Räume vor, alle verlassen. Einen Stollenwärter gab es wohl nicht. Vielleicht lag er aber auch tot in einem der Stollen, gestorben bei einer Führung – was wir wohl erst wissen würden, wenn wir sie inspizierten. Dort war es so kalt wie draußen, aber in einer Art Wohnstube gab es einen einfachen Ofen mit Holzbefuerung und Kamin. Sogar ein Bett stand dort und wartete darauf, belegt zu werden! Im Grunde zogen wir in eine winzige, aber ausreichend eingerichtete Wohnung ein. Ähnlich spartanisch und begrenzt wie die eines Leuchtturmwärterers. Zu Patricia sehend, las ich aus ihren Augen ab, daß sie zufrieden war. Und ich war es mit ihr.

\*\*\*

Fast eine Woche war vergangen – ohne Zwischenfälle. Zum Zeitpunkt der Erinnerung ging ich gerade den Weg vom Auto zum Bergwerksstollen. Auf dem Rücken einen Rucksack umgeschnallt – gestohlen; ein paar warme Winterstiefel an den Schnürsenkeln um die Schulter gehangen – gestohlen. In den Taschen rechts und links Konserven und Gebrauchsgegenstände – gestohlen. All das Zeug emsig aus Geschäften und Depots aus all den umliegenden Dörfern entwendet.

Das war mehr oder weniger meine Aufgabe in den letzten Tagen: herumzufahren und zu stehlen, was nur geht, ehe alles blockierend zugeschnit ist. – Oder so weit, daß man gar nichts mehr findet.

Fast ununterbrochen ging der grauweiße Niederschlag nieder, sodaß man die diskreten Straßen selbst schon lange nicht mehr sehen konnte. Es schneite zwar ständig, aber dafür vergleichsweise dürftig. Aber eben immerhin! Ich dachte damals, der *große Schnee* stünde uns noch bevor ...

Noch immer habe ich Angst, unterwegs mit dem Wagen stecken zu bleiben, falls der Schnee zu tief zum Fahren würde. Sprechfunkgeräte, die wir bereits testeten, funktionierten nicht zuverlässig. Als ich eines Tages allein umherfuhr, riß der Kontakt bereits nach einigen Hundert Metern ab. Auch die Verwendung eines GPS-Gerätes, um bei Orientierungslosigkeit wenigstens den Stollen wiederzufinden, erwies sich als unbrauchbar: Und nicht aus Gründen des schlechten Wetters ließ sich überhaupt kein GPS-Signal ermitteln! So mußte ich mich bei der Heimreise von meiner Diebestour immerzu an den umliegenden Berggipfeln orientieren, und verließ die Region demnach nie zu weit. Denn so langsam sah auch jeder Berg und jede Fläche gleich aus, und meistens fuhr ich direkte Linien über vermutliche Felder, ohne zu wissen, was sich nun wirklich unter der Schneedecke verbarg.

Inzwischen war ich auch recht vertraut mit dem Anblick tiefgefrorener Toter geworden: Natürlich lagen diese noch herum, doch ließ ich mich von ihnen nicht stören, wenn ich ein Geschäft betrat und – über sie steigend – die Taschen mit brauchbaren Waren füllte (inzwischen ließen sich fast nur noch Konserven verwenden). Auch an die gruseli-

ge Atmosphäre hatte ich mich gewöhnt: Verlassene Räume, schmutzige, zerschlagene Fenster, im Wind klappernde Türen und Schneewehen in den Eingängen geöffneter Läden. Wenn ich einen Laden wieder verließ (beispielsweise einen Werkzeugladen, in dem ich Nägel, Zangen, Seil und dergleichen mehr besorgt hatte), versuchte ich nach Möglichkeit, die Tür wieder zu schließen, um mir diese Quelle für später zu bewahren. Auch wenn ich nicht sicher war, daß ich sie wiederfinden oder erreichen könnte, wenn ich in Wochen wieder dort sey.

Einen ganzen Haufen an Vorräten, Kleidung, Werkzeug, Möbeln, sogar in Kanister gezapftes Benzin als Brenn- und Treibstoff, und eigentlich allem, das sich als brauchbar herausstellen könnte, hatte ich als Diebesgut bereits zusammengetragen. Während ich tagsüber in der Gegend umherfuhr, um neue *Quellen* zu erschließen und den Kram zum Stolleneingang zu befördern, übernahm Patricia freiwillig die Aufgabe, die Wohnung auszubauen und den Stollen selbst nach Lagerplatz und Reichweite zu erkunden. Bewaffnet mit mehreren Taschenlampen ging sie dort vorsichtig umher und vermerkte geeigneten Raum auf dem am Eingang aushängenden, vorgefertigten Plan über die Tunnel. So ergab sich eine hilfreiche Übersicht über mehrere zukünftige Möglichkeiten.

Was sie tragen konnte, stapelte sie bereits in einzelne Gänge ein. Nicht zu weite Sackgassen waren beispielsweise prädestiniert für die Lagerung von Nahrungskonserven; auf dem Boden ausgelegte Bretter schützten vor Feuchtigkeit von unten. War ein Tunnel breit genug, postierte Patricia auch an dessen Seite Decken, Bauholz und auf Tischen noch mehr: Karten, Papier, Medikamente und Verbandszeug. Die-



se effiziente Arbeitsteilung ließ uns ein behagliches Gefühl erleben. Und obwohl sie mir eigentlich eine völlig Fremde war, sorgte sich doch jeder um den anderen: Sie darum, daß ich nicht zurückfinden könnte, wenn ich unterwegs war; und ich, daß sie sich in den Tunneln verlaufen oder einer gefährlichen Situation ausgesetzt werden könnte. Obwohl nie etwas passierte, waren wir doch täglich froh uns wiederzusehen.

\*\*\*

An diesem Abend kam ich also *heim* und stellte die mitgebrachten Sachen auf den Boden, gleich nachdem ich die Tür von innen verriegelt hatte: Dies geschah mittels einer Art Scharnier, das sich von innen verkeilen ließ – eine Eigenkonstruktion natürlich. Ich redete mir freilich ein, es wäre zum erhöhten Schutz vor stürmischen Wetter, aber in Wirklichkeit zog ich nur die noch nicht ganz ausgeschlossene Gefahr möglicher Eindringlinge in Betracht. Als Erkennungsmerkmal diente uns ein ganz einfacher Stock, der vor der Tür lag und von außen durch ein verdecktes, ungestopftes Loch gesteckt wurde. Der, der sich innen befand, würde dann als *Einlasser-Wunsch* das Klopfen gegen die Tür hören sowie sehen, daß ein halber Stab durch das Loch neben der Tür hineinstakt. So wüßten wir gegenseitig, daß es kein Unbekannter sey, der sich aus Unkenntnis nur auf das Klopfen beschränken würde.

Im Ofen brannte bereits ein kleines Feuer und beheizte die Wohnung. Ich sah weiterhin, daß Patricia über den Tag nun endlich einmal die Glas-Vitrinen beiseite geschoben und die ganzen kitschigen Souvenirs weggeworfen hatte.

Auf der dazugewonnenen Fläche hatte sie Tisch und Stühle aufgestellt. Regale wurden mit häufig verwendeten Gegenständen befüllt und waren an der kahlen Felswand plaziert. Kerzen erhellten die wichtigsten Bereiche des Gesamtraumes, denn elektrisches Licht gab es ja nicht.

Gerade wechselte sie die Windeln des Kindes, als ich hinzukam. Sofort sprang sie auf, ging zur Kochstelle (es waren eigentlich nur flache Metallteile, die auf dem heißen Ofen abgelegt wurden und auf denen nun ein Wasserkessel stand) und goß mir Tee in eine bereitgestellte Tasse ein. Zu jeder Zeit erfreute ich mich an dieser vertraulichen, gemütlichen Atmosphäre.

»Ich habe dir ein paar Bücher mitgebracht«, sagte ich beiläufig. Patricia hatte vor einigen Tagen schon die Idee entwickelt, Bücher jeder Art aus Bibliotheken oder sonstwoher zu sammeln, um sie für die Nachwelt in den geräumigen Stollen einzulagern. Auf meine deprimierte Gegenfrage »Welche Nachwelt?« reagierte sie nie.

»Wunderbar! Woher kommen sie?«

»Nun ja, aus einer Bibliothek nicht. Aber heute mittag bin ich in ein Wohnhaus eingedrungen und fand ein prall gefülltes Bücherregal vor. Ohne nachzusehen, steckte ich einfach ein paar Bücher ein. Es ist nur ein Anfang.«

– Pause –

»Ich freue mich trotzdem, und weiß auch schon genau den richtigen Platz für sie!«

Aufgeregt nahm sie sich die Tasche und lief zu einem leeren Regal an der Wand. Eines nach dem anderen zog sie die Bücher heraus und setzte sie ein: »Oh, ein Roman!« sagte sie etwa, oder: »Hier, ein Ratgeber zur Gesundheit! Witzig, nicht?!«

Nur verkrampft brachte ich hervor, während ich meine Finger am Feuer wärmte: »Und wenn es ein Ratgeber zum Wohnen, Essen oder Überleben wäre, so nützt er uns doch nichts!« Ohne sie anzusehen und mit angestrenzter Mimik legte ich die eine Hand auf den Bauch des vergnügten Babys und hielt mit der anderen Hand nun die Tasse Tee.

»Du glaubst nicht«, fuhr Patricia ernst fort: »daß da draußen noch jemand lebt? Hast du keine Hoffnungen?«

»Ich bin mir nicht sicher. [noch immer sah ich nicht auf] Sage mir, als damals dieses Kind entstand – hast du da an Hoffnung geglaubt?« – Patricia war sprachlos.

Plötzlich rannte sie hektisch weg, in Richtung des Sanitärbereichs. So erschrocken über die Entscheidung, alleine sein zu wollen, nahm ich die Verfolgung nicht auf. Aber ich wußte, was ich getan hatte: Ich hatte sie verletzt und dazu Wissen über ihre Vergangenheit mißbraucht. Weshalb ich mich in diesem Moment ihr gegenüber so furchtbar benommen hatte, weiß ich nicht. Lag es an der Kälte? Oder war *irgendetwas* im Wasser, obwohl wir sowieso nur jenes aus Flaschen tranken? (Übrigens stahl ich fast nur Mineralwasserflaschen, und da die meisten zu festem Eis gefroren waren, stellten wir sie neben den Ofen, damit sie auftauen konnten – aber natürlich konnte dies nicht die Endlösung sein!)

Wie auch immer: Ich hatte die Vertraulichkeit der Situation ausgenutzt. Und das sagte ich ihr auch, als ich an der Tür zur Damentoilette im Rahmen hockte und mit dem Fuß die Tür einen Spalt offenhielt, nachdem ich Patricia Minuten später doch gefolgt war:

»Einführend möchte ich mich entschuldigen. Und ich möchte es dir erklären! Ich denke, daß meine Aussage [so

keuchte ich es ihr vor] auf meine Depression erfolgte. Die Depression darüber, daß wir keine Zukunft haben und die Vergangenheit – so erdrückend sie auch gewesen ist, wohl doch besser wäre als das hier! Aber das muß jeder für sich entscheiden. Meine Worte sind keine Beschwichtigung deiner Gefühle! Ich will nur, daß du weißt, was mich treibt: Wie du also weißt, stand ich schon oft dem Tode nah (und nicht selten mit dir zusammen). Ich mußte erleben, wie meine Freundin für totzuhalten ist; mußte erkennen, daß alle Pläne, die ich mir für mein Leben vorgenommen hatte, storniert wurden. So habe ich also nichts mehr, außer meinem Dasein. Auf der anderen Seite lernte ich dich kennen, und trug dazu bei, daß Claudia geboren wurde, die ich – wie ich zugeben muß – ebenso liebe wie mein eigenes Kind. Ja sogar so sehr liebe, wie . . . ich *dich* liebe. [ich hielt inne und war sehr erschrocken, daß diese Worte aus meinem Geist an die Öffentlichkeit gedrungen waren, und hinterfragte schweigsam immer wieder, ob *ich das* tatsächlich gerade gesagt hatte. – Dann stand das Ergebnis fest:] Jawohl, ich habe das wirklich gesagt. Und wie du bemerkst, kann ich dies für dich empfinden, obwohl ich alles, auch mein Weib, verloren habe! Und weiterhin glaube ich, daß du dich nach einem wie mir ebenso sehnst, wie ich nach der natürlich lebenden Lieblichen. Also verzeih mir bitte meine launenhafte Bemerkung und nimm zur Kenntnis, daß ich dir das Zeugungsereignis niemals vorwerfen oder werten würde! Wie bei jedem *Spiel* entscheidet das, was am Ende vorliegt. Claudia ist dein Kind. Ein gesundes, wunderschönes Kind, das nur du geboren hast. Und möchtest du es auch, so werde ich mit Freuden als der Vater fungieren, und niemand, auch nicht Claudia, wird es jemals anzweifeln! Gerichtbarkeiten

gibt es nicht mehr. Was jetzt zählt, sind nur noch unsere Entscheidungen. Und unser Zusammenhalt. Alles andere ist egal!«

Nach einigen Minuten bekam ich Zweifel, ob sich Patricia überhaupt in diesem Raum aufhielt, weil ich gar keine Reaktionen hörte. Noch ein paarmal rief ich ihren Namen, aber sie gab keine Antwort. Wütend stand ich auf und legte mich schlafen. Interessanterweise fragte ich mich aber auch nicht weiter, wo sie sonst sein könnte, als in diesem Raum! Wie ich mir später erzählen ließ, kam sie in den Wohnbereich herein und fand mich schlafend auf dem Bett vor. Ich hielt Claudia behutsam auf der Brust und soll wie ein Bär geschnarcht haben. Trotzdem legte sie sich zu meiner Seite und schlief mit uns fort.

Was meine Beichte angeht, so hatte sie alles gehört, weil sie sich doch auf der Damentoilette wie ein kleines Mädchen in einer Kabine eingeschlossen hatte. Also hatte sie mir *doch* zugehört! Für Pein jedoch war ich längst zu alt.

Des Nachts erwachte ich, da Claudia seltsame Laute von sich gab. Auch Patricia, deren Dasein mich erst überraschte, war ebenfalls neben mir erwacht und nahm das Mädchen an sich, um es an der Brust zu säugen.

»Seit wann hast du mich geliebt?« wollte sie flüsternd wissen: »Etwa, seitdem du mich das erste Mal gesehen hast? Oder seitdem deine Freundin tot ist? [sie sprach keinesfalls zynisch, sondern umso mehr offen und ehrlich!] Oder etwa, seitdem wir herausgefunden haben, daß ich die letzte Frau in deinem Alter auf diesem Planeten bin?«

»Genau ... kann ich es nicht sagen, auch wenn ich mir dessen sicher bin, daß keine dieser drei Gründe verantwortlich war. Doch habe ich schon oft im Leben die schmerzhaft

Erfahrung machen müssen, daß es gar nichts nützt, seine Liebe zu jemanden für sich zu behalten – allenfalls einem selbst! Doch die Liebe basiert nun mal nicht auf dem Prinzip der egoistischen Freude. Und seitdem ich entschieden hatte, alles mit dir zu teilen – so auch meine Verliebtheit –, trage ich wieder die Hoffnung, das Leben wäre nicht ganz so verloren, wie es für jeden Realisten leider ist. Ich bin nur etwas schüchtern und muß mich erst an *jemanden* gewöhnen. Und dann brauche ich noch Zeit, um herauszufinden, weshalb ich das tat! Alles in mir sprach: »Vertraue *ihr* dein Schicksal an, und du sollst sehen, was du dafür bekommst. Schenke *ihr* all dein Vertrauen, und du wirst erleben, wie es vergolten wird!« *Das* und das Ungewisse um uns herum waren die Auslöser meiner Gefühle.«

»Ich freue mich über diese Entscheidung.«

»Außerdem«, fuhr ich beifügend fort: »müssen Kinder mit Bescheidenheit als größter Notwendigkeit erzogen werden! Und niemand könnte der kleinen Claudia darin ein besserer Lehrer sein als ich!«

»Meinst du«, sagte sie nach einer kurzen Unterbrechung im Stillen, »wir wären *ihr* gute Vorbilder? Sie würde niemals Freunde und Familie außer uns haben!«

»Die braucht sie nicht! Was rechtschaffen ist, wird sie von uns erfahren!«

»Und wenn uns irgendwann die Nahrung ausgeht? Oder es so unerträglich kalt wird, daß wir erfrieren müssen? Oder wenn ... « – Ich mußte ihre Besorgnis unterbrechen: »Sich Gedanken über etwas zu machen, dessen Beeinflussung man nicht fähig ist, heißt ganz einfach Energie- und Zeitverschwendung! Ich will unsere Situation keinesfalls herunterspielen, aber ich weiß einfach nicht, wie die Zukunft

aussieht! Zu viele Variablen spuken über die Oberfläche des Planeten und verwirren mein Verständnis von einem geregelten Leben! Was sich ehemals für Tage vorausberechnen ließ, ist heute völlig labil! Früher hätte man sagen können ›Morgen dreht sich die Welt auch noch weiter!‹ Heute heißt es: ›Mal sehen, was morgen unsere Kenntnis vom Normalen grundlegend erschüttert!‹ Leider weiß ich nur, daß wir solange und tiefgründig Vorräte hamstern werden, wie es geht. Auch unser Kampf gegen den täglich steigenden Schnee soll nicht enden und zu jedem Abend – in Gedanken im Ofenfeuer verloren – mit der Hoffnung auf Schmelze gipfeln. Und mehr ... können wir nicht tun!«

Es verblieb mir nur, sie beruhigend in den Arm zu nehmen und mich mit ihr wieder schlafen zu legen. Bei jedem Mal, bei dem ich nachts erwachte, dachte ich bei mir, daß das Kinderhaben wohl so ähnlich sey, wie der Dienst bei der Armee: Stets der Ärger über die Schlaflosigkeit, aber am Ende glücklich, es überstanden zu haben.

## 13 Die Steigerung von *unerwartet*

Weitere 26 Tage sind verstrichen. Nach dem Kalender wäre es Mitte August. Doch der Schnee draußen ist tiefer als in der Antarktis! Fast alle Häuser in den umliegenden Dörfern habe ich durch tägliche Plünder-Touren ausgeschöpft, und ich bin gezwungen, immer weitere Wege zu fahren. Zum einen, um neue Ortschaften zu plündern, zum anderen, weil die mir bekannten Tankstellen unter Schnee versinken.

Als ich eines Abends mit dem Auto steckenblieb, war ich gezwungen, im Wagen zu übernachten. Da ich statt warmer

Kleidung und Decken eher Eiswasser, Konserven, Gartengeräte und Bücher über irgendwelche Poesie-Schnösel geladen hatte, fror ich mir leider den mittleren Zeh am rechten Fuß ab. Die darauffolgenden drei Tage blieb ich daher im Stollen, um mich zu erholen.

Die Umgebung ließ sich nur noch als *weiß* umschreiben. Kein Haus, kein Telefonmast und Straßen erst recht nicht waren noch als diese erkennbar. Alles hatte sich in eine seicht-hügelige, winterweiße und saukalte Landschaft verwandelt, deren einzige Struktur (zumindest für ein paar Stunden) die Reifenspur unseres Wagens war. Ein Blick auf meine fehlende Zehe erinnerte mich stets daran.

Eines Tages stand ich am Hang vor unserem Stollen und blickte mit einem Fernglas zum Horizont – auf eine Ebene, die mir ebenso vertraut wie auch nicht vertraut gewesen war: Wie auf eine verborgene Stadt schaute ich hinab. Und tatsächlich sollte an den Füßen des Hügels eine Ortschaft liegen, immerhin hatte ich sie ja vor Wochen noch gesehen und befahren! Heute jedoch bin ich ebenso gespannt darauf, ob sie bei einer Schneeschmelze wieder zum Vorschein kommen wird, wie ich auch gespannt bin, was sich zeigen würde, wenn man theoretisch alles Wasser in den Ozeanen abpumpen könnte und der bloße Meeresboden freiläge: Welche Schätze und Wracks, Geheimnisse und Lagerstätten sich da offenbaren würden!

Doch hatten sich die Klimate tatsächlich derart streng verschoben? War es auf dem ganzen Planeten so weiß und kalt oder nur hier? Wäre es überall so, hätte sicherlich keine Pflanze eine Chance, weiterzuleben. Und größere Landtiere erst recht nicht! War das wirklich das traurige Ende aller Organismen dieser Erde?



Von Tag zu Tag graute es mich davor, ins unbekannte Weiße aufzubrechen – die Gefahr wuchs schließlich ständig, nicht wieder heimzukehren! Aber jetzt mit dem Hamstern von *allem* nur Greifbaren aufzuhören, wäre sicherlich falsch gewesen. Entsprechend gefüllt war natürlich auch der zur Verfügung stehende Raum: Ganze Keller bis zur Decke voll mit Dosen, Bücher für ein ganzes Leben und genügend Brennholz für die kommenden Jahre.

Derweil konnte ich aufmerksam die Fortschritte in der Entwicklung des Kindes beobachten, z. B. daß es uns mit einem Lächeln erkannte, wenn wir es ansprachen. Patricia hatte einmal gesagt, daß das Wachstum ihrer Tochter ihr viel zu schnell ginge, und es sey, als habe sie erst gestern entbunden. Ich dagegen glaube aber im allgemeinen, daß derjenige, der behauptet, die Entwicklung seines nunmehr erwachsenen Kindes wäre zu schnell verlaufen, lediglich eine miserable Erinnerung an die Jugend seines eigenen Kindes hatte! Und tatsächlich wirkt auch ein Kind rückwirkend auf einen selbst wie ein Katalysator: Sich an dessen Wachstum labend, wie ich es derweil tue, vergehen die eigenen Altersjahre sehr viel zügiger!

Als ich mit Claudia auf dem Boden spielte, und zwar mit den mitgebrachten Stofftieren und Bauklötzen, fiel mir an einer jeden Bewegung von ihr auf, daß Kinder die Welt wie ein riesiges *Adventure*-Computerspiel zu sehen scheinen: Sie sammeln, sehen, kombinieren, lernen und erfahren so mehr über die Dinge des Lebens. Außerdem fiel mir auf, daß eines der guten Attribute an Kindern ist, daß sie keinen Unterschied zwischen Nationalitäten kennen: Würde man ihnen jegliche Kenntnis von Rassen, Sprachen und Länder-eigenen Traditionen verschweigen, und dann jedes unwissende Kind

vor einer Schar fremdländischer Kinder stellen, würde es seine Auswahl für Freunde nach Charakter-Kriterien treffen – so, wie es sein sollte.

Claudia ahnt nichts von all den sinnlosen Kriegen, die stattgefunden haben auf dieser Welt. Und das muß sie auch nicht! Ein Sinn-fundierter Krieg (auch, wenn der *Sinn* eines Krieges niemals dem gereicht, für das er symbolisch steht) kann maximal die Dauer einer Generation haben, bis die nächste Generation den definierten Sinn des entsprechenden Krieges nicht mehr nachvollziehen kann. Ebenso ist es hier: Alles ist ausgelöscht, Claudia weiß nichts davon. Sie wird mit dem Wissen heranwachsen, daß ich und Patricia die einzigen Menschen neben ihr auf diesem Winterplaneten sind, und wird dies für normal halten. Eine völlig neue Chance, *alte Gewohnheiten* abzuschaffen und mit neuem, frischen Verstand zu beginnen!

Wohllullend und mit einer ausgeprägten mütterlichen Liebe sah uns Patricia oft zu, wie ich mit Claudia interagierte, und es beglücke mich ebenso, zu wissen, daß sie zufrieden sey. Obwohl ich niemals mit Patricia geschlafen hatte, war doch dieses Kind für uns da. Obwohl wir niemals einen sexuellen Aspekt aneinander verschwendet hatten, sind wir doch zusammengekommen. Und auch wenn um uns herum die größte Not stattfand und unsere Zukunft höchst ungewiß war, herrschte zwischen uns doch Harmonie, die uns Frieden und Behutsamkeit lehrte.

\*\*\*

Eines Nachmittags ruhte ich auf dem Bett im Wohnbereich und döste vor mich hin, als ich seltsame Geräusche von

draußen vernahm. Patricia war derweil mit Claudia in einem der Stollen, um Vorräte zu sortieren, wie sie es immer tat, um die Ordnung wiederherzustellen. Erst glaubte ich, die Umschüttung einer zu hohen, labilen Schneewehe vor dem Haus habe den dumpfen Ton erzeugt. Immerhin hatte ich die Wohnung seit Tagen nicht verlassen und die Ansammlung einer hohen Schneedüne war typisch und denkbar. Doch dann sprengte etwas die Tür, und ich fiel vor Schreck aus dem Bett! Fremde stürmten in die Halle!

Auf dem Boden liegend, schaute ich die Treppen vorsichtig hinab und sah, wie sich mindestens sechs Männer in Uniform im Raum verteilten und taktische Positionen einnahmen. Sofort griff ich mir das unter dem Bett positionierte G3-Gewehr und spannte es durch. Das Geräusch trieb zwei Soldaten über die Treppe nach oben zu mir, und beide erschoss ich auch im automatischen Feuermodus mit etlichen Schuß. Eine derartige Lautstärke nicht erwartet, erzeugte ich mir selbst ein Klingeln in den Ohren und war irritiert. Das machte aber gar nichts, weil das Gewehr sowieso Ladehemmung hatte (trotz, daß ich die Waffe in Gewöhnung an meine Armee-Zeit fast täglich gereinigt hatte – die Feuchtigkeit schien ihr aber ärger zugesetzt zu haben als ich dachte!). Und die Zweitwaffe lag in einem Regal in einem der Stollen, derzeit demnach unerreichbar für mich.

Also warf ich das G 3 beiseite, griff das Handfunkgerät und schrie hinein: »Versteck dich! Eindringlinge!« – Für mehr reichte es nicht. Hinter der Ecke zum Treppenaufgang lauernd, zog ich ein Messer aus einer Gürtelscheide und wartete. Ein Weiterer trampelte die Treppe hinauf. Das Messer rammte ich dem unwissenden Aggressor direkt zwischen die Rippen, legte ihn ab und nahm ihm die Pistole aus den

Händen: Und da fühlte ich es! Endlich hielt ich wieder eine Waffe in den Händen; endlich konnte ein einsamer Soldat wieder seine Ausbildung und Erfahrung austesten.

Ich bin, was ich bin: und ich war schon immer Soldat. Das ist es, das am besten zu mir paßt! Natürlich ist die Armee Quatsch und all das über Loyalität dem Vaterland gegenüber. Aber die Armee hat nun mal die beste Ausrüstung und Taktiken zum Überleben – das führt uns in heutigen Zeiten zu primitiveren, aber sichereren Instinkten zurück!

Mit der geladenen Waffe in der Hand zog ich mich in eine Ecke zurück. Dort wartete ich erneut, aber nur ein paar Sekunden lang, und hielt weiterhin den Treppenaufgang im Auge. Mir war klar, daß die Soldaten die Todesfalle am oberen, uneinsehbaren Treppende verstanden hatten. Wäre ich an deren Stelle gewesen, hätte ich eine Rauch- oder Explosivgranate hinaufgeworfen – je nachdem, ob sie mich lebend wollten oder nicht. Diese Taktik vorausgesehen, wollte ich natürlich nicht warten, bis man mich ausräuchert oder in tausend Stücke sprengt, und entfernte mit einem Hebel die Holz-Versperrung vor einem Fenster, das nach draußen führte. Kaum war das Loch groß genug, quetschte ich mich hindurch und kam nach draußen.

Vorsichtig schlich ich zwischen Bäumen und der Haussecke umher, um einen Überblick über die Lage zu erhalten. Ein großer, hünenhafter Soldat lief Patrouille, so wie ich das sehen konnte. Ich schlich im weiten Bogen um ihn, stets verborgen, kriechend und kauernnd, kam näher und verharrte wieder. Es war furchtbar kalt: Freilich konnte ich mir in der Eile des Gefechts keine Jacke überwerfen, obwohl ich hätte vorbereitet sein müssen! Schließlich hatte ich stets befürchtet, daß wir eines Tages selbst geplündert würden. Auch

wenn ich mich der Hoffnung hingab, wir seien wirklich die letzten Überlebenden dieser Welt, und unsere ewige Reise beendet. Diese Idee zu wahren, kämpfte ich.

Nur noch ein Meter trennten mich von meinem Ziel, dann nahm ich Schwung und knallte den Pistolenlauf mit aller Gewalt von hinten gegen seinen Schädel. Mit einem kurzen Stöhnen ging er nieder. Gerade wollte ich ihn durchsuchen und verstecken, da fiel mir ein Jeep ganz in der Nähe auf, in dem ein weiterer Soldat saß. Und gewiß hätte auch der mich gesehen, hätte ich mich auch hier nicht angeschlichen und ihn seitlich durch die Fahrertür erschossen. Erstaunlich war nur die *Kühle* meiner Tat: Wollte ich diesen Mann anfangs nur betäuben, sprang auf einmal ein grausamer Blitz durch meinen Kopf und ich schoß viermal auf ihn. Dabei verzog ich nicht eine Miene. – Ich glaube, der intensive, Schockartige Gedanke war meine Vorstellung, wie Patricia sich derweil schlagen würde. Und sie hatte auch noch das Baby bei sich!

Glücklicherweise war ich nicht zu sehr abgelenkt, denn ich erspähte noch, wie sich der niedergeschlagene Riese wieder regte. Ich riß also die Fahrertür auf, zog den Toten heraus, setzte mich und legte den Gang ein. Ich kehrte und fuhr mit voller Geschwindigkeit auf ihn zu, rutschte und überfuhr ihn. Irgendwo knallte ich mit der Wagenseite gegen die Bäume und stand dann. Nur Sekunden darauf wurde wieder auf mich geschossen: Schüsse brachten das Autoglas zum Splittern. Zwar duckte ich mich und schoß bis zur letzten Patrone mit der Pistole zurück, traf aber bei der großen Entfernung selbstverständlich keinen.

Zwei Soldaten rannten mit vorgehaltener Waffe schließlich auf mich zu und stellten mich. »Ich solle mich nicht

bewegen«, hieß es. Aber in einer letzten Verzweiflungstat sprang ich vom Sitz direkt auf den nächsten zu, fiel ihm wie ein tollwütiger Hund an den Leib und biß mit voller Aggression in seinen Hals, bis Blut spritzte! Ein Schuß in meine Schulter durch den anderen war die Reaktion darauf.

Obwohl mir schwarz vor Augen wurde, wußte ich, daß ich nicht tot sey. Denn ich hatte Gedanken! Innerhalb einer surrealen Trance-Welt stellte ich mich selbst den treibenden Fragen und realisierte erst jetzt, mit welcher gewalttätigen Entschlossenheit ich im Grunde vorgegangen war! Immerhin hatte ich mehrere Menschen ermordet und dies mit professioneller, fast instinktiver Disziplin! Nun fragte ich mich, ob mir diese Fähigkeiten angeboren wäre.

\*\*\*

Meine Augen schlug ich erst wieder auf dem kalten Betonfußboden in irgendeinem kleinen, spärlich eingerichteten Zimmer auf. Es war fensterlos, nur eine Tür und bis auf eine Liege keine Möbel. Neben der Tür stand außerdem ein Eimer mit Wasser darin und gleich dahinter eine geöffnete Konservendose mit Mais, die mit Folie abgedeckt war. Man entfernte wohl den scharfkantigen Deckel, aus Angst, ich könnte ihn als Waffe gebrauchen. Überhaupt erstaunte es mich, daß man mich gefangengenommen hatte, in Anbetracht dessen, was ich anrichtete: Vielmehr hätte ich erwartet, daß man mich gleich erschießt, solange ich noch bewußtlos bin. So hätte *ich* es jedenfalls gemacht.

Nun war ich aber doch am Leben, und fühlte den Schmerz in meiner Schulter. Unter dem einfachen Wickelverband konnte ich ein Stück der genähten Wunde sehen.

Sprachlos aß ich die Verpflegung. Erst bei der Hälfte der Dose fiel mir ein, daß ich mich um Patricia sorgen könnte, und tat es seitdem auch. Um eine Antwort auf diese quälende Frage zu erhalten, blieb mir nichts anderes übrig, als gegen die Tür zu hämmern und zu rufen. Zwei Soldaten öffneten tatsächlich die Tür, und ich bekam sofort einen Schlag ins Gesicht. Derjenige wollte wohl noch weiter auf mich einprügeln, aber der andere hielt ihn zurück. Ich stand wieder auf, trat dem Schläger gegenüber, wischte das Blut an meinem Hemd ab und sagte zu ihm: »Interessante Reaktion. Deine Letzte?«

Wie ich mir vorstellen konnte, hatte das wohl damit zu tun, daß ich so viele seiner Kameraden getötet hatte.

»Du wirst jetzt, ohne weitere Probleme zu verursachen, mitkommen. Jemand will mit dir sprechen.« – Also ließ ich mir den Befehl gefallen.

Ich wurde durch von Betonwänden begrenzten Gängen in einen Raum gebracht. In diesem Raum stand ein Tisch, um den sich bereits mehrere Menschen herum versammelt hatten. Bis auf zwei waren alle in Uniform gekleidet. Wortlos setzte ich mich auf den mir ausgewiesenen Platz. Und ebenso wortlos glotzten mich alle Sitzenden an. Dann sprach einer, der der am höchsten Dekorierte, und damit der Anführer der Gruppe, mit ernstem Ton und fast einem Wutanfall nahe (wie ich glaubte): »Sie haben ... fast ein Viertel aller bekannten Menschen dieser Welt getötet!«

Nun erwartete man eine Reaktion darauf. Aber völlig lässig hatte ich die Anschuldigung aufgenommen und durch mein Wissen, in Notwehr gehandelt zu haben, ignoriert: »Wer waren Sie doch gleich?« fragte ich beiläufig und mit uninteressiertem Tonfall.

»Ich bin Leutnant Dief. Und Sie werden sich gefälligst rechtfertigen!« brüllte er jetzt. Ich wußte, daß er seine Machtposition auskostete und genoß.

»Die Annahme einer Hierarchie würde implizieren, daß Sie über *mir* stehen! Verstehen Sie nicht die Fälsche des Satzes an sich? Ich habe also ein Viertel Ihrer Gesamttruppenstärke gekillt, wie? Und ein Leutnant ist das höchste, das übriggeblieben ist?« – Zugegebener Weise klang ich provokant und arrogant.

»Sie werden mir gehorchen!« brüllte der Leutnant noch lauter und ich zurück: »Gar nichts werde ich! Meinen Sie nicht, daß – wenn nach *unser* beider Kenntnisstand summiert gerade mal drei Dutzend Leute auf diesem Planeten noch leben – ich nicht das gleiche Bestimmungsrecht wie ihr habe?«

»Da hat er recht!« sprach mit bedächtiger Stimme eine Person, die bislang nichts anderes fertiggebracht hatte, als auf ein Papier auf dem Tisch zu starren. – Eine Frau in einem weißen Kittel, sah wie eine Wissenschaftlerin aus. Aber ich ließ mich nicht irritieren: »Ihr Militär-Typen könnt mich nicht beeindrucken. Hier geht's nur ums Überleben, und da tut jeder, wonach er fähig ist! Jeder Mensch hat ein Recht auf Leben! Wenige mehr als Viele! Aber irgendwie wußte ich schon, daß das Militär für all das Sterben auf der Welt verantwortlich war!«

»Das stimmt nur teilweise«, sprach wieder der weibliche Weißkittel, während der Leutnant in gänzlichem Schweigen verfiel. »Die Militärs haben dazu beigetragen, wie wir mittlerweile wissen, aber niemand von diesen hier. Und ... niemand hat es gewollt!«

»Wollten Sie gerade eine Träne rausquetschen? Lassen Sie



mich bloß in Ruhe damit! Ich will eigentlich nur wissen, wo meine Frau ist!«

»Oh, ihr geht es gut. Wir haben sie bereits verhört. Aber sie weiß gar nichts.« – Ich knirschte mit den Zähnen.

»Nachdem Ihr mich zu ihr gebracht habt«, zischte ich: »werdet ihr uns gehenlassen!«

»Nicht so schnell!« warf die Wissenschaftlerin ein, die eine gar nicht so untergeordnete Rolle zu haben schien: »Wir haben Vieles zu bereden!«

Sie zwang mich also, wieder Platz zu nehmen, und sprach mit beruhigender Stimme auf mich ein – so, als wäre ich ein unhaltbares, wildes Tier!

»Zuerst einmal zu uns: Wir sind keine aggressive Truppe! Nein, wir wollen *helfen!*« – Ich sah sie skeptisch an (stets in Erinnerung, daß wir damals von Soldaten beschossen wurden, auch wenn ich nicht beweisen kann, ob es dieselben wie hier waren). »Na ja«, brachte sie schließlich ihr Plädoyer: »Eigentlich geht es uns nicht an oberster Stelle ums Helfen. Vielmehr geht es uns hauptsächlich darum, herauszufinden, wie es zu all dem kommen konnte! Und wir folgen da einer bestechenden Theorie. Übrigens, da wir gerade beim Thema *Spuren folgen* sind: Unser Kommando fand unbekannte Verwüstungsspuren, die an Plünderungen erinnerten und damit belegt war, daß jemand den globalen Holocaust überlebt hatte. In der Hoffnung, Überlebende mit weiteren Informationen über all das vorzufinden, waren die Soldaten den Reifenspuren gefolgt – bis zu ihrer Unterkunft. Und meinen Respekt dafür: Gar nicht schlecht bebaut und ausgestattet!«

Mein Blick wurde immer skeptischer und ich fühlte mich veralbert: »Ah ja. Und um nur mal eben nach Informatio-

nen zu fragen, sprengten Sie friedlich unsere Tür auf und stürmten bewaffnet in aller Nettigkeit und völlig harmlos unseren Bau!«

»Nun, unsere Leute wußten ja nicht, was sie erwartete! Auch eine friedliche Armee mit Defensiv-Auftrag wird sich doch vorsehen dürfen!«

Für mich war sie eine Lügnerin: »Von wegen! Ich glaube nicht an das Märchen, es gäbe eine Armee nur zu Friedens- und Verteidigungszwecken! Sie können aufhören mir etwas vorzumachen! Ich bin kein Anfänger, sondern ein Profi. Und ich weiß sehr wohl, wie arrogant das klingt! Aber Arroganz und Wahrheit schließen einander manchmal nicht aus! Und mit meiner professionellen Arroganz sehe ich gerade, daß auch Sie geplündert haben! Oder stammt die Konserve dort etwa nicht aus *unserem* Depot?« – Ich zeigte auf die auf dem Tisch stehende Büchse mit Pfirsichen.

Die Frau grinste erhaben: »Wir Überlebenden müssen uns doch gegenseitig helfen! Dafür, daß Sie mit uns Vorräte teilen, erhalten Sie Informationen. Interessiert Sie das nicht auch?«

Auf mein Zögern endete: »Sofern die Informationen plausibel sind ... «

»Oh, das sind sie durchaus! Nur wissen wir um einige Kuriositäten, die wir mit ihrer Hilfe auszumerzen hoffen. Wie heißen Sie eigentlich? Ich bin Dr. Alex Ellenberg!« – Sie reichte mir ihre Hand. Zauderlich und mit mißtrauischer Miene gab ich dem Handschlag unter *Comb* zu. Ihre Offenheit irritierte mich, aber was könnte ihr eine Täuschung schon nutzen?

»Was wir ganz sicher wissen«, fuhr sie fort, »ist die Tatsache, daß es einen Nuklearkrieg gab. Bevor Fernsehen, Ra-

dio und sonstige Kommunikation ausfielen, war der letzte Stand, daß sich mindestens drei Nuklearnationen mit Atombomben beschossen: nämlich die USA, Rußland und China. Eventuell mischte auch Frankreich mit. Tja: Obwohl seit Jahrzehnten verborgen und angeblich in der ständigen Abrüstung bestrebt, zeigten nun doch all jene Länder plötzlich ihre nukleare Macht! Man sollte meinen, sie waren seit den letzten Weltkriegen erwachsener geworden. Und genau hier ist auch der Knackpunkt: die Frage nach dem *Warum!* Der Atomkrieg erklärt den nuklearen Winter (wie sie selbst erfahren), die Sonnenverdunklung, die globale Radioaktivität oder auch den Verlust des gesamten GPS-Netzes (durch den Beschuß der GPS-Satelliten), um das amerikanische Militär zu stören. Aber wieso nur schießen mehrere Länder trotz einer gewissen internationalen Stabilität und Ehrfurcht über Jahre innerhalb von nur ein paar Stunden ihr gesamtes Potential aufeinander ab? Und warum beteiligten sich da so schnell auch noch andere Länder?«

»Ich nehme an, daß diese Länder eine gewisse Befürchtung hatten und vorbereitet waren. Alles ging dann nur ziemlich schnell!« vermutete ich.

»Aber was geschah zum Zeitpunkt *dann?* Welches Land begann den Krieg und warum, zum Teufel? *Das* allerdings ist noch gar nicht mal das Ungewöhnliche an der ganzen Geschichte! Bei einer zerstörerischen Wirkung in dieser Größenordnung sollte man annehmen, das verursachende Übel sey schnell identifiziert! Aber nichts da: Kein Atomkrieg, sey er nun global ausgelegt oder nicht, könnte all die Toten erklären, die ohne die Anzeichen einer Flucht in vom Atomkrieg völlig unbeeinflussten Zonen zu 100 % gestorben sind!«

»Auch ich habe diese Merkwürdigkeit überall auf unserer Reise zur Kenntnis genommen«, trug ich bei: »Aber warum die Toten so dalagen, hab ich auch nicht verstanden.«

»Und hier kommt meine Theorie ins Spiel: Eine gewagte Theorie, aber vermutlich endgültig bestätigt, wenn ich richtig erraten werde, wo Sie sich zum Zeitpunkt des großen Sterbens befanden!«

»Nun, als der Krawall losging, flüchteten wir in ein abgeschottetes Labor in einem Krankenhaus – wegen der dicken Türen!«

»Was wäre, wenn ich Ihnen sage, daß die Panzertüren rein gar nichts zu ihrem Schutz und damit Überleben beigetragen haben?«

»Wie meinen Sie das? Wie wollen Sie das wissen?« fragte ich nun aufmerksam und interessiert.

»Sehen Sie, anfangs habe ich es auch nicht begriffen – noch nicht einmal, als ich fast drei Tage lang in einem Lager für gefährliche Stoffe festsaß, weil sich durch Erschütterungen das Schleusenschott verzogen hatte. Ich war Leiterin einer Einrichtung, die sich der Erforschung von Krebszellen verschrieben hatte, und der Grund, daß ich solange auf eine Rettung warten mußte, war, daß mein gesamter Stab gestorben war. Auf unnatürliche Weise, wie ich beifügen muß.«

»Das ging uns ähnlich. Auch wir waren lange weggeschlossen vor der merkwürdigen Stille außerhalb.«

»Jedenfalls drangen dann diese Soldaten zu mir vor, befreiten mich, und seitdem helfe ich ihnen. Mein Dienst als Ärztin wird durch ihren Schutz ausgeglichen. Bemerkenswert fand ich, woher sie kamen: Sie erzählten, daß sie sich während der Angriffe globalen Ausmaßes in ihrer ther-

monuklear versorgten Militärbasis aufhielten, dann ihren Anführer verloren und da sie auch keinen Kontakt zum obersten Kommando herstellen konnten, noch sonst irgendwen lebend antrafen, autonom wurden. Die zum Überleben notwendigen Taktiken haben sie sich selbst beigebracht und enger freundschaftlich verbunden: Deshalb werden wohl auch einige der Jungs sauer auf Sie sein.«

»Und weiter? Die guten Zeiten werden wiederkehren. Heute jedoch – wehre ich mich gegen alles, das mich nervt.«

»Aber verstehen Sie denn nicht?! Erkennen Sie nicht die Gemeinsamkeit? Das Muster?!« – Ich schwieg. »Es ist die Radioaktivität!« fuhr sie energisch auf.

»Radioaktivität? Durch die Atomwaffen? Aber warum liegen die Toten dann *so* seltsam da? Die globale Hintergrundstrahlung, die selbst ich gemessen habe, ist viel zu schwach dafür! Und wieso leben Sie und ich dann noch?«

»Nein! Sie verstehen immer noch nicht! Ganz im Gegenteil! Die Radioaktivität war das, was uns schützte und am Leben hielt! Das, was uns tötete, muß ein wieder ausgestorbener Virus gewesen sein! Hören sie meine Theorie ... «

Und sie erzählte sie mir. – So, wie ich es später auch an Patricia weitergab:

\*\*\*

Nach etlichen, eigens untersuchten Befunden (das heißt, Dr. Alex Ellenberg hat ganz einfach Dutzende von Leichen aus ihrer Umgebung untersucht) stieß sie dabei immer wieder auf die gleichen Fragen:

- Warum waren die Menschen so schnell gestorben, so-

daß jeglicher Fluchtimpuls der Opfer unsichtbar wurde?

- Warum war die Sterblichkeit so weitverbreitet und schaute überall gleich aus? So, als wären die Menschen allesamt zur selben Zeit tot umgefallen?
- Warum starb auch nicht Dr. Ellenberg mit den anderen, ebenso wie die Soldaten? Warum starb sie nicht, als sie die Toten untersuchte? War sie immun?
- Warum waren nur Menschen tot, alle anderen Tiere aber lebendig geblieben?
- Und als letztes: Wohin war das todbringende Was-auch-immer so schnell verschwunden?

All diese Fragen beschäftigten sie eine Weile. Und mit der Rekonstruktion der Kriegsgeschehnisse konnte sie dann folgende Grundüberlegung annehmen:

Es muß einen Virus gegeben haben, der auf alle Menschen gleichermaßen tödlich gewirkt haben muß. – Bis auf Jene, die sich in der Nähe einer radioaktiven Quelle befunden haben, wie sie selbst aus den Gemeinsamkeiten in den individuellen Erfahrungen ableitete. Der Grund dafür, daß das Virus in der Nähe von Radioaktivität nicht tötet, kann nur jener sein, daß das Virus höchst anfällig für spontane Mutationen ist: Ebenso, wie es aus heiterem Himmel (vermutlich durch eine solche Mutation) erschien und tötete, muß es in der Nähe von Radioaktivität *so* mutiert sein, daß es unschädlich wurde. Es war also gleichgültig, ob man sich

hinter Schutztüren oder Anzügen versteckte: Nur die Radioaktivität schützte! Die Geisel des 20. Jahrhunderts wurde also zum Lebensretter für die Verbliebenen!

In Kombination mit den Geschehnissen des undokumentierten Krieges wäre die vermutlich weltweite Verbreitung des Virus durch den Transport über Interkontinental-Raketen erklärbar, als beispielsweise Vergeltungsschläge zwischen den Ländern mit *konventionellen* Raketen durchgeführt wurden. Die fast vollständige Tötung der Menschheit durch das Virus könnte von den einzelnen, unwissenden Kriegsparteien als Beschuldigung benutzt worden sein, wodurch als letzte Maßnahme Nuklearwaffen eingesetzt wurden. Und als Folge dessen ein globaler Fallout niederging, ließ er überall das Virus bis zur Unschädlichkeit mutieren.

Die Frage, warum das angebliche, schon längst wieder verschwundene Virus allein auf die Menschen zu wirken schien, nicht aber etwa auf andere Säugetiere (nur zu Erinnerung für alle Nicht-Systematiker: Der Mensch ist auch nur ein Tier. Der einzige Unterschied ist sein durch außergewöhnliche Intelligenz bestimmtes Verhalten!), erklärte Doktor Ellenberg so: Es habe sich vermutlich um einen Picornavirus gehandelt, der durch die Haut eindringt und über den Blutstrom zum Rückenmark gelangt, wo er in Zellen des autonomen Nervensystems eindringt, die Mitochondrien-DNS infiltriert und damit die Ribosomen-Aktivität blockiert. Die zelleigene DNS der Wirtszelle wird nicht beschädigt, die Zelle selbst kann allerdings ihre Aufgabe nicht mehr verrichten und stirbt ab. Durch diese Schädigung wird das autonome augenblicklich vom zerebrospinalen Nervensystem abgetrennt, und der Mensch stirbt. Und zwar massenhaft und ohne Vorwarnung. Daher lagen die Toten auch

wie umgefallen da. Der Doktor hielt eine vorangegangene Inkubationszeit (wobei angemerkt werden muß, daß die ersten Symptome mit dem Endergebnis identisch sind!) von weniger als sechs Stunden für realistisch. Ihrer Ansicht nach war das genug Zeit, damit sich das Virus über der ganzen Welt verbreiten und dann töten konnte.

Die Radioaktivität, ohne deren Entdeckung wissenschaftliche Disziplinen wie Geologie und Paläontologie hinfällig wären, war also das zentrale Thema gewesen: Es bewirkte einerseits die tödliche Mutation, andererseits stoppte es das globale Töten und ihm verdanken wir dabei den Erhalt unserer eigenen Leben! Aber was wäre, wenn das Universum gar nicht so ist, wie wir es uns vorstellen und es uns gelehrt wurde? Zieht man dann all die schicken Nobelpreise wieder ein? Immerhin läßt für mich die Ironie und Absurdität der Situation noch immer den Schluß zu, daß all das gar nicht Wirklichkeit ist! Eine Fiktion! Eine unbegründete Fantasie! (Auch, wenn ich zugeben muß, daß mir eine Zeitlang die Stille in den Städten weniger unheimlich als *beruhigend* und fast schon vernünftig vorkam. Alles schien so zu sein, wie es sollte!

Sicherlich: Wie ironisch ist es, daß die gesamte Menschheit, deren Entwicklung Tausende von Jahren beansprucht hat, nun innerhalb von wenigen Tagen auf die uns Bekannten dezimiert wurde? Aber wie ironisch war dagegen zum Beispiel der Schlankeitswahn? Daß jeder Mensch perfekt aussieht, ist den Prinzipien der Natur widerstrebig! Frauen, die sich für schön halten, reduzieren sich durch ihre gekünstelte Makellosigkeit gern darauf, daß sie nur durch Augen, Nase und Mund definiert werden. Aber was von ihnen bleibt tatsächlich? Man mag sogar behaupten, daß wir



uns bezüglich des Aberglaubens der Gesichtsverschönerung oder *-erneuerung* durch Cremes und *Mittelchen* seit dem Mittelalter nicht weiterentwickelt haben! Gleiches gilt für die enorme Abstraktivität, Zahnwüchse des menschlichen Gebisses zu weißen, wo doch keine *Natürlichkeit* ferner liegt! Aber Menschen leben nun mal gern in diesem Wahnsinn und treiben dieses Beispiel sogar noch bis auf die Spitze, indem sie das Verlogendste in Schundzeitschriften akzeptieren, und zwar, daß die Zähne *aller* abgebildeten Personen vollkommen unnatürlich weiß nachretuschiert worden sind! Und ist es nicht auch sehr ironisch, geradezu subskril, daß die Tötung eines *gewöhnlichen* Tieres durch einen Menschen als weniger – extrem weniger! – beachtenswert empfunden wird, als wenn es umgekehrt geschehen wäre? Fand es niemand merkwürdig, das Motiv anzuwenden, sich aus Freude mit Blütenblättern (immerhin Körperbestandteile eines toten Organismus!) zu überwerfen? Oder das Laub unter Bäumen aufzuharken und abzutransportieren, wo die Bäume doch die Nährstoffe aus den verwesenen Blättern wieder aufnehmen sollten?! Warum ist es nicht ironisch, einen Garten (wie er in seiner Reinlichkeit und Zierde dem Menschen gefällt) hübsch herzurichten, der aber kaum überlebenswürdig für ein niederes Tier wäre, und sich am Ende als naturverbunden zu bezeichnen? Der Mensch, der in der Moderne das ganze Paket der globalen Informationen gestellt bekam, und es (zwecklos) zu verstehen versuchte, hat sich in einen eigenen Untergang geführt. Und ich bin der Meinung, durch seine Überheblichkeit und den Trieb, verschwenderisch zu sein und Überflüssiges zu tun, habe er dieses Ende auch verdient!

Die Angst davor, daß jemand bemerken könnte, wie un-

ansehnlich oder einfältig oder sonstwie sie ist, prägte im Sinne des Stolzes die Menschheit auf furchtbare Weise. Und Furchtbares hatte sie verdient.

Höflich bat ich mein Gegenüber nun, mich zu Patricia zu führen und uns dann gehen zu lassen. Mit einem klaren »Nein.« wurde dies abgelehnt. Es fehlte mein Prozeß wegen der Toten. – Zumindest die, die ich zu verantworten hatte.

Trotz, daß ich dem Doktor während unserer Gespräche vom Tagebuch des Archibald Repers erzählt hatte (sozusagen als hilfreicher Beitrag für ihre Nachforschungen), und sie es durch Beauftragung einiger Soldaten, es zu holen, auch bald darauf überglücklich in den Händen hielt, hatte sie mich hintergangen und wollte mich nun für eine Verteidigungshandlung, in einer Zeit ohne feste Gerichtbarkeit, ohne daß sie selbst richterliche Verfügung erlangt hatte, zur Rechenschaft ziehen. Warnend, ebenso wie verhütend, sprach ich: »In einem Krieg muß man abwägen, gegen wen man kämpft: Gegen eine Ideologie oder gegen Individuen. Der Mittelweg tötet stets die Falschen.«

Einige Sekunden lang starrte sie mich an: »Der Krieg war kurz. Und ist längst vorbei.«

»Und da wollen Sie mich trotzdem verurteilen? Obwohl ich mich in diesen Tagen nur so verhalten habe, wie es jeder – auch Sie – getan hätten? Obwohl ich die mir nächsten und unser Eigentum schützte vor Invasoren?«

»Das tut nichts zur Sache!« gab sie zu Protokoll: »Wenn die Soldaten nicht ihre Art der Gerechtigkeit bekommen . . . , wie stehe dann ich als Anführer da? Wir haben zwar keine wirkliche Politik mehr, aber irgendwo muß doch das Bestrafungssystem beginnen!«

»Sie wollen mich wirklich töten? Jetzt noch, wo Milliar-

den bereits gestorben sind? In was für Maßstäben rechnen Sie eigentlich? Und dabei dachte ich, daß die Wissenschaftler *einig* gegen politische Beeinflussungen stehen!«

»Wie meinen Sie das?« tat sie nun neugierig.

»Nun, der Grund, weshalb ich Geologie und nicht Politik studierte, ist ihre Dauerhaftigkeit: Denn die Geologie ist auf Vergangenheit und Zukunft jeglichen Maßstabes anwendbar und wird immer ihre Gültigkeit behalten. Die Politik hingegen kaum einmal über Wochen! Und auch ist nicht ganz unverständlich, weshalb Politik nicht funktioniert: Auch ich würde eine wissenschaftliche Arbeit nicht im Gesamten anfangen, sondern Stück für Stück. Eine neue Politik (als analoges Beispiel) übernimmt im Grunde nur die Regierung, nicht aber das Grundbedürfnis – so wie eine neue glänzende Krone auf einem altersschwachen König. Man sollte die Politik ebenso anpacken wie ich meine Wissenschaft. Oder mir sofort das Kommando überlassen!« murmelte ich am Ende. »Wenn Sie also eine veraltete Politik mit veralteter Rechtsprechung wieder einführen, *obwohl* wir die Möglichkeit haben, eine ganz neue Verwaltungsform aufzubauen, handeln Sie grob fahrlässig! Und bedenken Sie, daß ich mich auch aufs neue zur Wehr setzen werde, wenn man mich oder Patricia bedroht. Jemanden zu unterschätzen, ist ein großer Fehler. *Mich* zu unterschätzen, ist der größte Fehler. Geben sie mir einen Grund zu töten – und ich werde töten!«

Daraufhin stand sie auf und ging aus dem Raum. Mich ließ sie dabei allein zurück. Nach etwa einer Minute kam sie wieder – und stieß dabei Patricia vor sich her, die ihr Baby im Arm hielt. Erst wollte ich aufspringen und sie umarmen, entschied dann aber, mich doch vorerst ruhig

zu verhalten: Denn wer einen kühlen Kopf bewahrt, ist dem Feind auf ehrfürchtige, aber uneingeschränkte, dem Freund auf arrogante, aber beratende Art überlegen. Von einem Soldaten, der mit ihr gekommen war, wurde sie auf einen Stuhl niedergedrückt und wirkte eingeschüchtert, was sich u. a. darin zeigte, daß sie das Klebeband vor ihrem Mund nicht abzog, obwohl sie beide Hände freihatte. Meine Vermutung war, daß sie geschrien hatte, bis man dies auf diese Weise unterband. Es könnte gedroht worden sein, daß man sich als nächstes an ihrem Kind vergreift, falls sie sich nicht ruhig verhielte. Der Soldat verließ wieder den Raum.

Langsam stand ich auf und ging zu ihr. Während ich ihr vorsichtig das Klebeband entfernte und in ihre verängstigten, zitternden Augen schaute, beruhigte ich sie mit den Worten: »Du brauchst keine Angst zu haben, denn ich bin jetzt bei dir. Und wenn du doch Angst haben willst, so haben wir sie nunmehr beide!«

»Nachdem es nichts mehr gibt – ist es da *sie*, die im Mittelpunkt Ihres Lebens steht?« spottete Dr. Ellenberg mit arroganter Stimme, sitzend auf einem Stuhl am selben Tisch.

»Bei einem Paar steht niemand im Mittelpunkt!« spottete ich zurück, so gut es ging, und fuhr fort: »Jetzt, da es nichts mehr gibt: Ist *das* Ihre Vorstellung von Gerechtigkeit? *Vor allem* jetzt, wo wir nichts weiter haben, als die Trauer um die Toten und die Pflicht, alles an Wissen zu retten, das es gibt? Sehen Sie: Viele Jahre meiner Kindheit hatte ich mir vorgestellt, wie es *sey*, die Macht und den Reichtum eines Sultans innezuhaben: Tagtäglich würde ich nichts Besseres zu tun wissen, als den Armen unter meinem Volk zu helfen, die Wissenschaft zu fördern und die Familien zu schützen. Diebe und Verbrecher gäbe es nicht, und den

Krieg ebensowenig. Ich denke sogar, daß ein Sultan dieser Präferenzen nach keine Angst zu haben brauchte, einem Attentat zum Opfer zu fallen.«

»Macht und Reichtum. – Ist es das, was Sie wollen? Sich alles Land unter den Nagel zu reißen, das jetzt unbewohnt ist? Mitsamt seinen Schätzen? Wollen Sie in vielen Jahren – wenn sich die Erde wieder erholt hat – ein reicher *Sultan* sein, der viel Geld hat?« stachelte Sie mich weiter auf. Doch stattdessen konnte ich nicht mehr an mich halten und begann lautstark zu lachen! Selbst Patricia, die wortlos neben mir saß, schien verwirrt über meine Reaktion.

Ich lachte sehr lange und allzu köstlich über diese kindische und naive Einschätzung über mich: »Soll ich Ihnen mal sagen, was ich von *Geld* halte? Zusammenfassend läßt sich sagen: Wenn das Leben nicht vom Geld bestimmt gewesen wäre (oder zumindest geringfügig wie zur Ära der Tauschgeschäfte), wäre es auch lebenswert gewesen. Heutzutage konnte man praktisch nichts mehr aus reiner Faszination heraus studieren, denn alles mußte ständig einen *beschissenen finanziellen Nutzen* bringen. Warum sonst würde man z. B. Jura studieren? Gewiß nicht, weil fremdes Leid einem selbst in der Seele drückt! Anwälte sind übrigens nach meiner Meinung nur studierte Schönsprecher desjenigen, was ihre Klienten wollen, und darüber hinaus Parasiten, weil sie zum Überleben einen Wirt brauchen! Jedenfalls hieß es überall nur: *schnelle Ausbildung, internationaler Wettbewerb, Geld, Geld, Geld*. Ich dachte: bestünde nicht die Gefahr, irgendwann einmal aufgrund von Machthunger von einem anderen Land attackiert und überrannt zu werden, würde sich keine Sau einen Kopf über seine Zukunft machen, und – so, wie es sein sollte – sein Leben friedlich und besonnen

leben: In Ruhe und mit Muße heranwachsen, lernen, was und ob man will; sich selbst versorgen können (und übrigens meine ich mit Selbstversorgung nicht den Einkauf mit selbstverdientem *Scheiß*-Geld, sondern den wörtlichen Begriff!)«

»Also reden Sie von einer Art *Kommunismus* – ohne Außenpolitik?!« wollte unsere Entführerin nun wissen.

»Nun: Ich verstehe nicht vollständig das Prinzip des Kommunismus, aber ich glaube, da es auch hier um Geld geht – wenn auch nicht *so* wie beim Kapitalismus –, ist es nicht das, was ich anstrebe. Man bedenke nur, was es ohne Geld gar nicht geben würde: Überfälle, Banken-Bürokratie, den Sinnbegriff von materiell Wertvollem! Und welche Täuschungen und Belästigungen man hätte vermeiden können: Für mich war jeder erbärmlich, der sein Geld damit verdiente, andere zu verarschen; oder Dinge vertrieb, die es angeblich *umsonst* gab. Ich aber sagte immer: Wenn etwa auffallend günstig ist oder 0 Währungseinheiten kostete, dann ist es Beschiß. Das andere Extrem betrachtet, konnte man dagegen nie Glück in etwas finden, das viel kostete. Mein Wunsch, daß man allen Ungerechtigkeiten und Betrügereien nun endlich mal mit der ihnen zustehenden, schreienden und fluchenden Gewalt und Haß-Fantasie begegnen könnte, wurde erfüllt. Tja, so ist es nun mal!«

»Ich erkenne, Ihnen ist Geld tatsächlich nicht wichtig.«

»Sagen wir mal so«, antwortete ich, »Wenn ich einen Bettler sehe, dann schenke ich ihm keinen Edelstein, sondern eine Kartoffel! Mein Unmut gegenüber der Weltbevölkerung resultierte nicht aus dem Geschehenen! Weder das Ableben all jener Menschen, inklusive des Todes meiner Freundin, noch das mir aufgezwungene Leben oder sonst ein Aspekt

dieser neuen, zerstörten Welt haben zu der Frustration geführt, die mir gerade widerfährt. Meine Abneigung gegenüber der Menschheit, seiner Politik, seiner abergläubischen Religion und dem Fehlverständnis, daß Geld und Edelmetalle *kosbar* wären, Gedichte und Kultur dagegen nicht, bestanden schon *vor* dem nuklearen Winter. Die moderne Gesellschaft der letzten Menschheitsära bewirkte eine Stagnation von Kunst, Literatur und Philosophie, allgemein: eine Einschränkung aller kreativen Wissenschaften. Denn nur wer sich wohlfühlen würde, dem fiel auch etwas ein! Aber auch, wer geistig nicht so beflissen war, hatte es schwer: Ein *Job* sagte nichts mehr über die Potenz eines Menschen aus. Nimmt man beispielsweise einen Bogner aus der Altsteinzeit, so war einem klar, daß er etwas sehr Erträgliches am Jagd- und Waffensport finden mußte, um diese Arbeit zu vollführen. Ein moderner Bäcker Geselle dagegen mußte aber nicht zwangsläufig Faszination am Backgeschäft entwickelt haben, sondern wurde zu seiner Arbeit *gezwungen*. Er war somit sein *eigener Sklave zur Sicherung seiner Existenz*, wie ich es nenne! Und zu fast jedem Beruf weiß ich Argwöhnisches auszubringen: Schauspieler zum Beispiel hatten den armseligsten Job der Welt, denn sie verdienten ihr Geld damit, sich zu verstellen, um jemand anderes zu sein, als sie wahrhaftig sind! Modeberaterinnen sind nach meiner Meinung zu alte Mädchen, die ihre Puppen aus der Kindheit nicht mehr finden. *Beamtenbeleidigung* ist ein Begriff, über den ich mich schon bezüglich seiner Existenz mindestens eine Stunde lang aufregen könnte! Und was ich von Anwälten halte, sagte ich ja schon!«

Dr. Ellenberg verhielt sich jetzt ruhiger: »Und was haben Sie Pessimist gegen Religion vorzubringen? Gegen Gott und

die Kirche?»

Plötzlich spuckte Patricia auf den Boden: »Gott?!«

»Ich fand es stets recht hilfreich, zu jemanden zu beten, der die Kontrolle hat, über einem steht . . . und vielleicht alles wieder ins Lot bringt«, brachte Dr. Ellenberg ihren Satz mit ungläubigen und verunsicherten Blicken zu Ende, und Patricia mischte aufgeregt mit: »Also, wenn Sie nicht *jetzt* erkennen, wie sehr wir auf uns gestellt sind, halte ich Sie wirklich für ignorant! Und wehe, Sie greifen meinen Mann [dieser Ausdruck erfüllte mich mit Stolz und bewirkte ein Zugehörigkeitsgefühl] noch einmal wegen Kirchenfragen an!«

»Was haben Sie beide denn gegen das Christentum?« wollte der naive Doktor wissen, und Patricia gab ihrer Wut freien Lauf: »Zuerst einmal sey gesagt, daß ein Glauben, dessen Bekehrung oder Zuwendung auf Grundlage der Angst (vor der Hölle beispielsweise) erfolgt ist (so beim Christentum), kann nicht als schicklicher Glauben anzusehen sein. Darüber hinaus ist Kirche wie freiwillige Unterjochung. Wer im Mittelalter für die Kirche spendete, seinen Ablass tat oder sich zum Kreuze verschweißten Schmuck als Talisman kaufte, durfte über seine Armut nicht verwundert sein, denn er tat es *freiwillig*! Wer nicht revoltierte gegen die Obrigkeit, Steuer-Erlasse tolerierte und Kriegsdienst tat, durfte über seine elendige Knechtschaft nicht verwundert sein, denn auch *das* tat er *freiwillig*!« – Und ich ergänzte: »Ich stimme mit meiner Partnerin völlig überein: Der freie Wille ist ein entscheidendes Element in der Individualentwicklung und wenn nicht sogar das Wichtigste im Leben überhaupt! Zwang wie Kirche, politischer Zwang, und vielleicht auch der Zwang zu töten sind *unnatürliche*, nicht rechte Dinge!



Allein, wer die wahre Bedeutung freier Entscheidung versteht, wird erkennen, daß zu wissen, was mit einem nicht geschieht, einfacher ist, als zu wissen, was einen erwartet! Beispielsweise traf ich viele Menschen, die zu mir sagten, daß – wenn ich überhaupt nicht wählen gehen würde (so, wie ich es stets tat, wenn mal wieder ein Politiker ins Amt gewählt werden sollte) – ich gerade dann die *Falschen* wähle. Es scheint, als vergaßen diese Leute, daß das Prinzip der Demokratie (in Bezug auf das Wählen einer Partei) nicht bedeutet, sich zwischen den Parteien entscheiden zu müssen, sondern das Privileg zu genießen, überhaupt wählen zu dürfen, oder es zu lassen, wenn man will! Ich hoffe, Sie verstehen, wie wichtig uns freies Entscheiden ist, und hoffe, daß auch Sie diesem Grundsatz folgen . . . , und uns endlich gehenlassen.«

»Das hatten wir doch schon besprochen. Ich *muß* dieses Urteil durchsetzen!«

»Wie surreal!« fuhr ich auf. »Es steckt kein Sinn dahinter, was Sie vorhaben! Ich werde niemals Unschuldige töten, denn auch die Toten haben ein Gesicht, denen ich einen Namen zuordnen kann. Wenn Sie uns aber nicht gehenlassen, werde ich Maßnahmen ergreifen, um unsere Freiheit wiederzuerlangen!«

»Womit wollen Sie sich wehren? Sie haben keine Waffen!«

»Bedenken Sie: Auch der zerbrochene Teil eines Schwerkes kann ein Axtkopf sein!«

»Schluß jetzt! Meine Entscheidung steht fest«, blieb sie ergrimmt stur: »Gott steh' Ihnen bei!«

In diesem Moment (und wohl teilweise auch wegen der letzten Worte) explodierte ich gegen die Selbstjustiz dieser Person, und wollte der Ungerechtigkeit nur noch gegenwir-

ken: Patricia sprang unter den Tisch (sie hatte wohl diesen Konflikt erwartet), ich dagegen sprang *auf* den Tisch und Dr. Ellenberg direkt an die Kehle:

»Ich habe jetzt genug von Ihrem Blödsinn, den Sie versprühen und uns das Leben nehmen wollen!« schrie ich, während ich sie mit meinen beiden, großen Händen würgte, und die Daumen in die dünnen Halsspangen eindrückte, so fest ich konnte. Auch mein Opfer schien etwas schreien zu wollen, bekam aber keinen Ton hervor. Patricia ging mir nicht dazwischen. Sie wußte, welche Gefahr von ihr ausging – besonders für ihr Kind Claudia.

Als Dr. Ellenberg nur noch wenig Widerstand von sich gab, dachte ich plötzlich um, ließ ab und gab ihr intuitiv einen Schlag auf den Kopf, sodaß sie das Bewußtsein verlor. Als ich auf ihr saß, keuchend und mit Unheil in den Augen sie betrachtete, kam Patricia hinzu: »Du hättest es tatsächlich getan, nicht wahr?« – Und ich antwortete:

»Sieh' in meine Augen und sage mir, ob du wirklich daran zweifelst!« – Ich sah wieder auf die Bewußtlose herab und meinte spöttisch: »Vielleicht sollte *Ihnen* Gott beistehen?! Das einzige Gute an der christlichen Religion ist übrigens, daß sie zu einer Zeit entstand, als das Leben noch ehrbar war.«

\*\*\*

Nach dem Aufstehen nahm ich Patricia an die Hand und zog sie zur Tür: »So, und jetzt hauen wir ab!«

Genau genommen hatte ich nicht vor, jemals noch einmal zu töten. Deshalb ließ ich auch vom Würgen ab. Aber wenn man mich einschränkt, werde ich eben aggressiv und vertei-

dige mich! Das ist ein Instinkt, keine schicksalsbedingte Vorgabe! Selbst die kirchliche Angst vor der Verführung durch Fleischeslust beweist, daß der Christengott nicht mächtiger als natürliche Instinkte sein kann! Ich habe eben nur aus instinktiver Wut gehandelt, und dabei vielleicht nicht bedacht, daß ich nur eine unbedeutende Person statt der Summe des Verachtenswerten dieser Welt würge. – All das wollte ich mit Freuden würgen, aber mein Wünschen bleibt unerfüllt. Es ist wohl so ähnlich wie die Reue mancher Völker für die Fehler in der geschichtlichen Vergangenheit. Teilweise muß man sie, teilweise kann man sie gar nicht verantworten! In jedem Fall schämt man sich ihrer. Wer aber nicht vergeben kann, ist nicht würdig, zu leben:

Die Welt hatte gebüßt. Und ich vergab.

## 14 Offenheit

Über die Zeit ist folgender Ausspruch einer meiner Vertrautesten geworden: »Den wahren Charakter eines Menschen erfährt man erst, indem man beobachtet, wie er sich verhält, wenn ein Impaktor in höchst absehbarer Zeit unaufhaltsam auf der Erde einzuschlagen droht.«

Würde ein Individuum die Ruhe bewahren, oder sich instinktiv der Herden-Panik unterwerfen? Das Schicksal der Jetzt-Erde betreffend hatte allerdings kein Mensch Zeit, noch großartig in Panik oder Anarchie zu verfallen, und schon gar nicht blieben welche übrig, die *das* beobachten konnten! Und die einzige Zukunft, die ich mir für mich vorzustellen gewillt bin, ist die eines freischaffenden Soldaten während eines nuklearen Winters. Denn nichts anderes bin

ich: einfach und allein.

Die Welt hat sich verändert; nichts war mehr so, wie ich es kannte. Wie man weiß, durchläuft jedes Land in Reihenfolge eine landwirtschaftliche, politische, sozialistische und wissenschaftliche Phase. Doch davon war nun mehr gar nichts zu sehen. Im Grunde war es auch nicht die ewige Bedeckung mit Eis und Schnee, die jedes Landschaftsdetail gegen immer gleich aussehende, weiße Einöde tauschte. Noch nicht einmal die Spitzen der Bäume ragten noch heraus. Es war eine einzige Wüste.

Vielmehr wurde die Trostlosigkeit durch das Fehlen jeglicher Zivilisation bedingt: Wenn man in den ersten Wochen noch jedes Haus und jeden Straßenzug wiedererkannte (wenngleich unbelebt und durch die umherliegenden Leichen sehr gewöhnungsbedürftig), war nun nichts mehr zu sehen davon! Ich schätze mal, zumindest in diesem Teil der Welt. Doch könnte es woanders vielleicht noch anders aussehen? Jedenfalls war es ja schon schwierig, in den Tagen vor unserer Entführung Nahrung und brauchbares Material zu finden! Nun aber waren keine Häuser, Städte oder sonstwas außer Schnee zu sehen! Nirgends wuchs eine Pflanze, Tierspuren waren unsichtbar.

Unseren alten Unterschlupf hätten wir sowieso nicht mehr gefunden oder durch die Überdeckung mit Schnee, den Schaden und die Plünderung unserer Konserven nicht mehr betreten können, sodaß wir uns gleich entschlossen, nach Süden aufzubrechen. Den Kommandoposten, so schwierig mir die Erinnerung auch fällt, verließen wir ohne Aufmerksamkeit, da die Wachen stark unterbesetzt waren. Ein Auto gestohlen, fuhren wir stets dem hellen Fleck – der Sonne – unter dem bedeckten Himmel entgegen, um die

Südrichtung beizubehalten. Nach zwei Tagen langsamen Vorankommens und ohne Nahrung glaubten wir, daß unser Schicksal mit dem baldigen Tod vorherbestimmt war. Doch dann – mit großem Glück – entdeckten wir ein nicht völlig vom Schnee eingedecktes Gebäude und fanden in ihm tiefgefrorene Konserven vor, die wir mit eigener Körperwärme auftauten und verschlangen.

Je weiter wir nach Süden vordrangen, desto erträglicher wurde die Reise, da wir mehr Dinge fanden und mitnahmen, und mit am wichtigsten: Treibstoff. Nach einer festen Bleibe suchten wir nie, da uns der Schrecken des Winters stets vorwärts zwang. Immer rechneten wir damit, die Schneegewalt könnte wieder über uns kommen, und so drängte es uns an einen Ort, wo diese Angst unbegründet sey. Die Kälte aber und auch die dürftigen Lebensmittel blieben, und schwächten uns enorm. Es fehlte an Wärme, Kleidung, Hygiene, Lebensmut. Selbst die Liebe zwischen mir und Patricia war auf Sparflamme gehalten, um dem Körper genug Kraft zum Überleben zuzusichern.

Doch so weit es uns auch vorkam, was wir gefahren waren, wurde es nicht so weit wärmer, daß das Zähneklappern in der Nacht aufhörte. Nach vielen Nächten bin ich müde erwacht, weil ich vor lauter Frösteln unmöglich einschlafen konnte! Claudia ... erwachte eines Morgens nicht mehr. In Frieden war sie eingeschlafen und lag kalt am nächsten Morgen in ihrer Mutter Arme. Sie ist nicht einmal fünf Jahre alt geworden, und dieses Ereignis selbst ist jetzt ein Jahr her.

Patricia verkraftete diesen Verlust ganz und gar nicht: Sie hatte nicht einmal mehr die Kraft, zu weinen, und ließ – durch dieses Geschehnis – die Hoffnung los, an die sie sich

über die Jahre geklammert hatte. Sich an mich zu halten, war die, wie sie es sagte, tragendste Entscheidung ihres kurzen Lebens. Sie starb nur wenige Tage darauf. Entweder verhungerte sie oder erfror, ich weiß es nicht.

\*\*\*

Und nun ist es nicht so, daß ich mir wünsche, ich hätte das Eindringen der Soldaten in den Stollen verhindern können (denn wir hätten viele Jahre überlebt und vielleicht alle lebendig den Stollen in eine aufgetaute Welt verlassen können), sondern ich wünschte mich in meine alte, bescheidene Welt zurück: Angefüllt mit all der Ignoranz, Politik und Geldwirtschaft, die ich so verachtete. Diese Welt war schlecht, jedoch zumindest *da*.

Aber soll ich Träumer mich tatsächlich mit dieser Lächerlichkeit abfinden? Oder die Wirklichkeit akzeptieren? Trotz der mir am schockierendsten vorstellbaren Szenerie, war es für mich anfangs noch ein Abenteuer gewesen: Ich sah und tat Dinge, die mich zu vollkommen neuen Erfahrungen führten, sah nie zuvor wahrgenommene Orte und erlebte Gefühle wie Trauer und Liebe. Auf diesen ganzen Fundus an neuen Wissen hätte ich verzichtet, wäre es mir nur möglich gewesen, in die Zukunft zu sehen: Auf das, was ich heute bin. Ausgehungert und durch Alleinsein betrauert. Mein Abenteuer ist nun nicht mehr aufgehend.

Wie ich mir denken kann, wird sich die Oberfläche der Erde nach vielen Jahren oder gar erst Jahrzehnten wieder beruhigt haben. Nur werde ich dann nicht mehr leben, und vielleicht wird man sogar diese Aufzeichnung eines Tages finden, wie wir damals die von Archibald Repers. Ich glaube,

mit einem alten Mann (möglicherweise war dies Archibald Repers) Vieles gemeinsam zu haben: Stelle ich mir vor, er habe – wie ich – seine Familie verloren und sieht nun einsam – wie ich – seinem Tod entgegen, erscheint mir plausibel, daß ein Mann den Sterbe- und Isolationssschmerz wohl besser verträgt als eine Frau. Ohne meiner geliebten Patricia Böses nachrufen zu wollen, hat sie diese Theorie bewiesen, da sie den Tod Claudias für zu unerträglich hielt. Und nun ist meine Männlichkeit schuld daran, daß ich noch lebe und nicht sofort auch Suizid beging. Spätestens, als auch Patricia eines Morgens nicht mehr die Augen aufschlug.

\*\*\*

Milliarden Menschen, Milliarden Tote. All diese heimatlosen Gesichter, die in meinem verfinsterten Geist umher-schweben, und alle kenne ich sie. Weil ich als letzter übrig-geblieben bin, liegt der Fluch auf mir, sie Nacht für Nacht zu erträumen und mich zu fürchten, wenn ich durchs Land ziehe. Da wären mir fast noch Scharen von Untoten, wie man dieses Motiv aus Kinofilmen nur allzugut kannte, lieber! Aber das ewige Alleinsein nagt doch mehr an mir, als ich durch schnöde Worte begreiflich werden lassen kann.

Beinahe jede Nacht erwache ich aus einem Alptraum, in dem mir der kleine erfrorene Körper Claudias begegnet. Was hätte nur aus ihr werden können? Zu welchen Leistungen hätte sie ihre feine, klare Stimme befähigt?

Claudia . . . , Claudia, die ihren Namen nach einer in der Kindheit von Patricia verstorbenen Freundin erhielt, teilt nun deren Schicksal.

Und kaum ist das schreckliche und erniedrigende Träumen vorüber, schwebt des Nachts Filea als Halluzination

über mir. Sagen tut sie nichts, aber die Details ihres bloßen Gesichtes scheinen mich ermahnen zu wollen. Da ich nicht erfahre, worüber, muß ich mich ständig selbst fragen, ob ich sie damals im Stich gelassen habe. Als damals das Krankenhaus bombardiert wurde, hätte ich da fliehen und den Versuch unternehmen sollen, zu Filea zu gelangen? Viel wahrscheinlicher ist, daß ich dann heute als mimiklose Leiche unter Tonnen von Schnee begraben läge – irgendwo zwischen dem Krankenhaus und Fileas Wohnung. Auch wenn ich alles tun würde, um ihren Körper noch einmal in den Armen halten zu dürfen, ist das nicht möglich. Darum hoffe ich zumindest, sie fand einen schmerzlosen Tod.

Obwohl ich dagegen weiß, wo Patricias Leichnam vergraben liegt – schließlich tat ich es eigenhändig –, habe ich auch von ihr den endgültigen Abschied genommen.

Was das Soldaten-Kommando und Dr. Ellenberg angeht, so habe ich keinen mehr von ihnen gesehen; (ob sie wohl noch leben?). Aber überhaupt habe ich seitdem niemals wieder einen Menschen gesehen!

\*\*\*

Liebe ist eine schützende, wie auch strafende Macht. Sie für etwas Sinnvolles einzusetzen, fällt einem oftmals recht schwer. Leider verblieb mir nicht die Möglichkeit, Näheres herauszufinden – in meinem kurzen Leben. Zwar habe ich viel Zeit mit Filea und Patricia verbringen dürfen, aber für meine Situation, Weltanschauung und Sehnsucht doch viel zu wenig.

Einmal sagte Patricia zu mir: »Es ist schwierig, deiner Liebe gerecht zu werden.«, worauf ich antwortete: »Ist sie



denn so überwältigend?« Und sie entgegnete: »Ihr Fehlen ist geradezu unerträglich!«

Noch heute schauert mich dieser überaus liebevolle Ausdruck und ich frage mich weiter, was passiert wäre, wenn ich Patricia unter normalen Umständen begegnet wäre, obwohl ich noch mit Filea zusammen sey. Aber *das* herauszufinden, ist ebenso unmöglich, wie beide ins Leben zurückzubringen. Muß ich dem Untergang der Welt jetzt aber dankbar sein, daß er mich mit Patricia zusammenbrachte? Oder böse, weil er mir Filea nahm?

Wie man es auch dreht: Ich bin alleine. Verwaist gewissermaßen. Ziehe durch eine nicht bekannte Welt, halte mich gerade so am Leben. Mehr tot als lebendig. Näher dem Abschluß als einem Anfang, wie man ihn für die Folge einer großen Katastrophe zumeist postuliert. Dieses Ende ist nah; nah für mich. Wer an Meiner statt Trauer und Leiden durch die Welt tragen soll, weiß ich nicht. So treibt mich jener Ratschluß in die Enge und läßt mich wissen, daß ich weder das Geschehene rückgängig werden lassen kann, noch es mir auf eine vorstellbare Weise möglich würde, zu ertragen, was mich quält.

Für den normalen Menschen war zu normalen Zeiten klar, daß ihn etwas wie seine Gefühle niemals *direkt töten* werden, sondern etwas Reales wie ein Verkehrsunfall oder ein Mörder. Bei mir ist das nicht so.

\*\*\*

Wer die Vergangenheit kennt, wird die Zukunft bestimmen.